N12<528773295 021
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Achtes Heft.

Die ostasiatische Inselwelt.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.

Glo I 150 b

I. Niederländisch Indien.

1. Allgemeiner Ueberblick.

Da, wo im Südosten von Asien die Gewässer der Südsee sich mit denen des indischen Meeres mischen, indem eine gewaltige Strömung nahe am Aequator dieselben von Morgen gegen Abend führt, brechen sich die Meereswogen schäumend an den Gestaden einer zahllosen Menge von größeren und kleineren Inseln, die über die mächtigen Fluten emportauchen, gleichsam eine zweite, zerstückelte Länderwelt neben der ungeheuren Masse des asiatischen Festlandes. Als ein halbmondförmiger Wall, den die Hand Gottes um die südöstlichen Glieder Asiens aufgeführt hat und der zugleich eine Art Brücke nach Australien bildet, sind die Gruppen und Reihen dieser Inseln über den Ocean hingestreut. Ihren äußern Westgürtel bilden die Andamanen und Nikobaren unterhalb Barmas sammt Sumatra, der 8000 Quadratmeilen großen ersten Sunda-Insel. Von West nach Ost zieht sich nun, wie Sumatra von länglichter Gestalt, die zweite große Sunda-Insel Java hin, die schönste des ganzen Archipels. Ihr folgen die kleinen Sunda-Inseln, unter welchen Bali, Sumbawa, Lombok, Flores und Timor zu den bedeutenderen gehören. Dieß ist das südliche Glied des Umkreises. Von hier biegt der Wall in einer großen Zahl kleiner Eilande nach Norden um. Es sind dieß die Molukken oder Gewürzinseln, von welchen die südlichen Banda-Inseln heißen, die mittleren die Amboinen-Gruppe bilden und die nördlichsten den Namen Ternate-Inseln führen. Noch nördlicher tauchen wieder größere Inseln aus dem Meere auf, die Philippinen, von welchen ein Band kleinerer Eilande nach der chinesischen Insel Formosa hinzieht. So ist mit dem östlichen Gliede der Umkreis geschlossen. Durch zahlreiche Straßen und Meerengen öffnet dieser Inselwall dem Seefahrer aus der Südsee sowohl als aus dem indischen Meer Eingänge in das südchinesische Meer, das fast halb so groß wie Europa alle diese Eilande umwogt und an die Küsten Hinterindiens

und Chinas schlägt. Aber nicht ein weites, offenes Meerfeld erschließt sich hier vor ihm, sondern auch im Innern sieht er bald Inseln so groß wie Frankreich, bald Schaaren von Eilanden und Klippen ihre Häupter über die Wasserfläche erheben. Die großen Central-Inseln Borneo und Celebes sind wieder mit den verschiedenen Außengliedern durch Inselreihen verbunden, so daß ein verwickeltes Gewebe von engen, gefährlichen Durchfahrten und kleineren Meeresgliedern sich vor ihm ausbreitet. Bald steuert er wochenlang an großen Inseln mit den herrlichsten Gewächsen hin, bald schifft er an so kleinen Eilanden vorbei, daß eines nach dem andern gleich schwimmenden Gärten wieder seinen Blicken entschwindet. Die üppige Pflanzenwelt der Küsten mit Riesenblättern von Ufergewächsen reicht bis in das Gebiet des Oceans hinein, dann steigt das wunderbar frische Grün aus dem schwarz lehmigen Boden schnell zu dichter Waldung der majestätischsten Bäume auf. Wasser, Luft und Erde wimmeln von Thieren niedriger Ordnungen. Kolossale Madreporen und Seeschwämme, Korallen und Weichthiere der merkwürdigsten Formen und brennendsten Farben sieht man am Ufer; die prachtvollsten Schmetterlinge und juwelenbedeckte Käfer flattern und schwirren um die Blüten. Nirgends Wüsten; nirgends ausgedorrte und verbrannte Erdstriche. Die tropische Hitze wird durch häufige Regenschauer gemildert und durch beständige Verdunstung befruchtet; regelmäßig wiederkehrende Winde reinigen die von den balsamischen Düften einer wundervollen Blütenwelt erfüllte Luft. In den tiefblauen Fluten haben Fische und Stachelhäuter, Quallen und Polypen, Schnecken und Muscheln ihr herrlichstes Reich. Wahrhaft wundervoll ist die Welt der zoophytischen Wasserlandschaften mit dem Schmuck ihrer lebendigen Thierblumen, und im nächtlichen Dunkel sprüht das Meer von Millionen lebender Funken des herrlichsten Lichts.

Diese ein Gesammt-Areal von 34,000 Quadratmeilen bedeckende Inselwelt ist bewohnt von nahezu 34 Millionen Menschen in allen Abstufungen der Farbe vom Schwarzen bis ins Hellgelbe, vom kleinsten, elendesten Wuchse bis zur kräftigsten, schlanksten Gestalt, von thierischer Rohheit bis zu fast europäischer Gesittung. Kaum minder mannichfaltig als das bunte Gewimmel der Völker und Stämme sind die Mischungen, welche hier das uralte Zauberwesen und die Anbetung der Berge, der Felsen, der Wälder, der Stürme, des dröhnenden Vulkans eingegangen hat mit der Verehrung des indischen Brahma und Siwa, mit der Hingabe an die Lehre Buddhas, mit chinesischem

Ahnendienst und dem Preise Muhammeds. — Die älteste Schicht der eingebornen Bevölkerung scheinen die armseligen schwarzen Stämme der Papuas und Negritos zu sein, die man auf den Andamanen-Eilanden noch als die einzigen Bewohner, im Osten aber nur in den Wäldern, Bergen und Klüften als die gehaßten und verachteten Auswürflinge antrifft und die erst in Neu-Guinea wieder die Hauptbevölkerung bilden. Auf den meisten Inseln des ostindischen Archipels wurden sie zurückgedrängt durch das dem Mongolischen verwandte Geschlecht der Malaien, das auch Madagaskar bevölkert und ganz Polynesien in Besitz genommen hat. Die Grenze zwischen diesen braunen und schwarzen Inselbewohnern ist indeß im indischen Archipel beinahe überall eine fließende geworden, wie andrerseits die Malaien hier auch durch die Vermischung mit Hindus, Arabern, Chinesen, Siamesen und Europäern als ein räthselhaft vielgestaltiges Volk erscheinen.

In scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit heben sich von den verschiedennamigen Stämmen, deren Grundlage durchweg mehr oder weniger das malaiische Element bildet, die Malaien im engern Sinn ab, deren Hauptsitz die Insel Sumatra und die ihr gegenüberliegende Halbinsel Malaka ist. Durch arabische Handelskolonien seit 1300 für den Islam gewonnen, sind sie so eifrige Anhänger desselben geworden, daß ihr Name in jenen Gegenden fast gleich bedeutend ist mit dem von Moslemen. Reich begabt für Musik und Dichtkunst, zeichnen die Malaien sich nicht minder durch ihre kunstreichen Arbeiten in Holz, Eisen, Kupfer und Gold, sowie als vortreffliche Waffenschmiede aus. Hochberühmt war durch seinen Glanz und seine Macht, seinen Luxus und sein Wohlleben, seinen Handelsverkehr und seine Vertheidigungsanstalten der auf Malaka blühende malaiische Staat. Gleich den alten Phöniciern gründeten seine Kaufleute auf allen benachbarten Küsten Niederlassungen, woraus in der Folge verschiedene mächtige Sultanate auf mehreren Inseln erwuchsen. Mit dem Erscheinen der portugiesischen Flotten in diesen Meeren seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Verfall der malaiischen Macht. Von den europäischen Eindringlingen verschiedener Nationen in seinem Besitz und Eigenthum, Verkehr und Erwerb überall gestört und verdrängt, sank das stolze, eben noch so weithin herrschende Malaienvolk an den meisten Stellen von seiner hohen Kulturstufe schnell wieder in einen halbwilden Zustand hinab und nahm seine Zuflucht großentheils zur Seeräuberei. Die schnellsegelnden Schiffe der malaiischen Piraten (Prauen oder Prahus, d. h. Fliegende genannt) waren nun

Jahrhunderte hindurch der Schrecken aller Seefahrer in jenen Meeren. Mit langen Kanonen (Lilas) bewaffnet, durchsegelten sie in ganzen Flotten die ostasiatischen Gewässer, bis holländische Kriegsschiffe ihnen allmählich das Handwerk legten. Doch brechen trotz aller niederländischen und englischen Kreuzer noch immer diese gefürchteten „Orang Laut“ (Meermänner) Nachts zuweilen aus den Schlupfwinkeln hervor, welche die unzähligen Inselchen und Buchten ihres Heimatarchipels ihnen so reichlich gewähren, und nehmen ungestraft gar manches Handelsschiff weg. Furchtbare Waffen in der Hand der heißblütigen Malaien sind der Klewang, ein fast meterlanges Schwert, und der Kris oder Dolch. Im Ganzen gilt die heutige malaiische Bevölkerung für treulos, träg und stumpf, und der Gestadesaum der Inseln wird immer mehr von chinesischen Auswanderern besetzt, deren Betriebsamkeit die Malaien mit demselben Schicksal bedroht, das sie einst den Papuas und Negritos bereiteten. Noch immer aber ist die malaiische Sprache das allgemeine Verkehrsmittel von Ceylon bis Neu-Guinea. Der arabische Priester, der chinesische Arbeiter, der armenische Kaufmann und der europäische Schiffskapitän bedienen sich ihrer; selbst die holländischen Offiziere ertheilen ihren eingebornen Regimentern ihre Befehle in ihr.

Den Portugiesen, welche (seit 1510) im ostindischen Archipel zuerst ihre Handelsinteressen und katholisches Christenthum ausbreiteten, folgten die Spanier, in deren Besitz sich noch immer die nordöstlichste Inselgruppe befindet. Beide aber wurden aus ihren meisten Besitzungen verdrängt durch die Holländer, deren Niederländsch Indie nun ein Reich von 29,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als 24 Millionen Seelen umfaßt. Ein Generalgouverneur auf Java beutet die unermeßlichen Naturschätze dieser Inseln für das Mutterland aus. Sie sind durch ihren Ertrag von jährlich 50 Millionen Mark für Holland noch wichtiger geworden, als es für England seine ostindischen Besitzungen sind. Nur wenige Radschas oder Sultane bestehen noch mit einer Scheinregierung unter dem strengen Regiment der Holländer fort. Zur Schmach des Christennamens wurde dasselbe unter so viel Grausamkeit und Blutvergießen begründet, daß ganze Inseln sich entvölkerten. Und doch hatte die niederländisch-ostindische Handelsgesellschaft es als einen Hauptzweck ihrer Stiftung bezeichnet, daß in allen ihr unterworfenen Ländern der evangelische Glaube gepflanzt werden solle!

Allerdings gieng neben dem kaufmännischen Kriegshandwerk auch das evangelische Friedenswerk her, und namentlich auf den Molukken

gelang den holländischen Kaplanen Vieles. Sie lernten die Sprache der Eingebornen und schrieben Bücher in derselben; sie reisten allenthalben umher und predigten; sie erbauten Kirchen und Schulen und fanden die Eingebornen ebenso bildungsfähig als empfänglich für das Evangelium. Ganze Dörfer und Inseln sagten sich vom Dämonendienst los, so daß am Schluß des 17. Jahrhunderts über 40,000 Christen auf den Molukken gezählt wurden. Allein leider erschlaffte der Missionseifer im Heimatlande gar schnell, auch legten viele Prädikanten gleich von Anfang an zu viel Gewicht auf bloße Buchstabenerkenntniß und zu wenig Werth auf gründliche Erneuerung des Herzens. Vielfach begnügte man sich mit der bloß äußerlichen Einführung der christlichen Kirche, ja nicht selten verwilligte man denen, die sich taufen ließen, ein monatliches Geschenk von Reis und andern Lebensmitteln. Daß bei solchen „Reischriften" in der Stille viel vom alten Aberglauben fortwucherte und sie in der Folge wieder schaarenweise ins Heidenthum zurücksanken, ist nur zu begreiflich. Schulen und Kirchen wurden zwar auch noch im 18. Jahrhundert auf den Inseln forterhalten, allein unter den holländischen Predigern, welche dieselben bedienten, befanden sich manche, deren Gesinnung und Wandel die Wirksamkeit ihrer würdigeren Mitarbeiter in bedauerlicher Weise hinderte. Den frommen Kaplanen, denen es mit ihrem doppelten Beruf unter Christen und Heiden ein Ernst war, leisteten noch mehrere Generalgouverneure, vor allen der treffliche Freiherr von Imhof treuen Beistand, auch wurde eine malaiische Uebersetzung der h. Schrift angefertigt und mit Hilfe der niederländisch-ostindischen Compagnie zum Druck befördert; als dann aber durch die napoleonischen Kriege die meisten Inseln des indischen Archipels vorübergehend in englischen Besitz kamen, mußten aus Mangel an Predigern fast alle Kirchen geschlossen werden.

Während dieser Zwischenzeit fanden sich die ersten englischen und deutschen Missionare in jenen Gegenden ein, und sobald die Holländer (1817) wieder in den vollen Besitz ihrer dortigen Gebiete gelangt waren, begannen auch sie, die Ausbreitung des Evangeliums wieder lebhafter und regelmäßiger zu betreiben. Der Vater der neueren niederländischen Mission ist Joseph Kam. Nach vielerlei Lebenserfahrung in bewegter Zeit, bot sich derselbe als 37jähriger Mann 1807 als Missionszögling dem Direktorium in Rotterdam an. Seit Jahren brannte die Liebe zur Heidenmission, von der Brüdergemeinde in Zeist angeregt, als stilles Feuer in seinem Herzen, er folgte aber als Lederhändler, als Obergerichtsbote und Versorger seiner Familie gehorsam

den Winken seines Herrn. Erst da seine Frau verschied, sein Amt zerfiel und endlich seine einzige Tochter starb, konnte er seiner geheimen Neigung nachgehen. Innerlich wohl zugerüstet, reiste er 1813 über Hamburg, London, Kapland und Java nach Amboina, wo er 1815 anlangte. Allenthalben, wo er sich aufgehalten, hinterließ er Spuren seiner gottgeweihten Wirksamkeit. In Amboina wurde er bald als ordentlicher Prediger angestellt, der einzige in dem ganzen weiten Gouvernement der Molukken! — Er fand die dortigen Gemeinden im tiefsten Zerfall. Seit Jahren war nur selten ein Prediger zu einem kurzen Besuch nach Amboina gekommen; auf vielen hundert Inseln waren lauter verlassene Herden ohne Hirten. Ihnen allen widmete Kam lehrend, predigend, schriftstellernd, allerwärts das Zerfallene aufbauend, das Hinsiechende mit neuem Leben beseelend, eine wahrhaft apostolische Thätigkeit. Wo er den Grund gebrochen hatte, traten später großentheils von ihm selbst herangebildete und eingeführte Lehrer ein. In Folge der Strapazen einer seiner Missionsreisen, gieng er im Juli 1833 zur Ruhe seines Gottes ein.

Bis dahin gab es in Holland nur eine Missionsgesellschaft, die im Dezember 1797 nach dem Muster der Londoner Gesellschaft in Rotterdam gegründet worden war. Mit Jänicke in Berlin und Basel trat dieselbe in enge Verbindung; der Geist ihrer Gründer war der eines wahren und lebendigen, innig-gläubigen Christenthums. Wie aber die Zahl der Theilnehmenden wuchs, wurde der Strom breiter — und seichter. Die Folge war, daß viele eifrige Missionsfreunde austraten, um eine Reihe selbständiger Vereine zu gründen, deren es mit der Zeit 8—10 geworden sind. Einer dieser letzteren macht es sich zur speziellen Aufgabe, die rheinische Missionsgesellschaft zu unterstützen, die auf Borneo und Sumatra im Segen arbeitet; eine wesentliche Hilfe ist der evangelischen Mission auch die niederländische Bibelgesellschaft, welche nicht nur den Druck und die Verbreitung der malaiischen Bibelübersetzung gefördert, sondern auch gelehrte Männer zur Uebersetzung der h. Schrift in die Hauptsprachen des Archipels ausgesandt hat. Dessen ungeachtet geschieht noch immer lange nicht, was das große Arbeitsfeld erfordern würde. Auf manchen Inseln ist das Licht des Christenthums, das früher dort leuchtete, schon wieder erloschen, auf andern gehen die Gemeinden mehr und mehr zurück, weil es ihnen an aller geistlichen Pflege fehlt. Ueberläßt man sie noch länger sich selber, so wird binnen kurzer Zeit wohl jede Spur von ihnen verschwunden sein, zumal jetzt,

da sie ihre letzte geistliche Nahrung verloren haben, weil die holländische Regierung wie in der Heimat, so auch in den Kolonien den Gebrauch der Bibel in den Schulen verboten hat. Wohl liegt der Regierung die Verpflichtung ob, nicht nur die europäischen, sondern auch die eingebornen Christengemeinden zu unterstützen, und sie besoldet wirklich evangelische und katholische Pfarrer, allein nicht alle evangelischen Prediger sind Missionsfreunde. Zudem ist der katholische Bischof auf Java freier als die dortige evangelische Kirchenbehörde, und die Katholiken gewinnen sichtlich an Einfluß. Der evangelischen Mission gegenüber hält sich die Regierung neutral, und sehr viele Machthaber sind ihr geradezu feind.

Was aber die Christen unterlassen, das thut der Islam. Nicht als hätte er hier viele eigentliche Missionare, sondern fast jeder Moslem mit seiner Treue in der Befolgung seiner Ceremonien und mit seinem Eifer für die Ausbreitung seines Glaubens thut Missionsarbeit. Großen Einfluß üben namentlich die Mekka-Pilger, die sogenannten Hadschis aus, deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst, seit die Dampfschifffahrt die Reise nach Arabien erleichtert. Allein im Jahr 1875 sind nicht weniger als 5600 Pilger aus Niederländisch Indien nach Mekka gezogen. Die religiöse Gleichgiltigkeit der holländischen Regierung begünstigt dieses Umsichgreifen des Islam unbewußt in erschreckender Weise. Wohin auch immer die Herrschaft der Holländer sich ausdehnen mag, da folgt ihr wie ein böser, unheimlicher Schatten der Islam nach. Diese Thatsache ist so unwidersprechlich, daß in Sumatra die Muhammedaner selbst glauben, Allah habe eben deßwegen den Holländern die Herrschaft gegeben, damit alle heidnischen Stämme durch das holländische Regiment zum Islam bekehrt würden. In den Augen mancher Heiden aber ist holländisches Regiment und Islam so gleichbedeutend, daß sie aufs Höchste erstaunt sind, wenn sie hören, daß die Holländer selbst keine Muhammedaner seien. Sowohl auf Sumatra als auf Java war die große Mehrzahl der Bevölkerung noch heidnisch, als die Holländer anfiengen, diese Inseln zu erobern, und nach Borneo, Celebes und den Molukken ist der Islam überhaupt erst seit den Zeiten der holländischen Herrschaft gekommen. Von den vielen bis jetzt von der Mission noch ganz übersehenen schönen, dichtbevölkerten heidnischen Inseln nehmen manche nur deßhalb den Islam an, weil Niemand da ist, ihnen das Evangelium zu verkünden, denn die meisten Stämme sind im Begriff, ihren bisherigen Aberglauben aufzugeben und sehnen sich nach etwas Besserem.

Einer der mächtigsten Träger des Islam in Niederländisch Indien ist ohne Zweifel die malaiische Sprache, welche außerhalb Java Regierungssprache ist und unter der eingebornen Bevölkerung nur von Muhammedanern gesprochen wird. Die holländischen Beamten können dort nicht existiren ohne einen muhammedanischen Anhang von niedern Beamten wie Polizisten, Dolmetscher, Schreiber und auch Händler. Sobald nun das holländische Regiment irgendwo begründet ist, muß jederman, der vor Gericht oder in der Verwaltung etwas mit ihm zu thun hat, Malaiisch lernen, und nur sehr selten wird Einer dieß thun, ohne zugleich ein Muhammedaner zu werden. Demzufolge sind in einem solchen Lande nach kurzer Zeit alle inländischen Häuptlinge, durch welche die Holländer regieren, und ebenso alle niedern Beamten, kurz alle einflußreichen Leute Muhammedaner, und dann dauert es natürlich nicht mehr lange, bis das übrige Volk ihnen folgt. Unbegreiflich ist, daß obschon die fanatischen Hadschis die Haupturheber der blutigen Empörung waren, durch welche 1859 der Herrschaft der Holländer auf Borneo ein Ende gemacht werden sollte, diese noch immer wenig Ahnung zu haben scheinen von den verhängnißvollen Folgen, welche die Ausbreitung des Islam in ihren Besitzungen für sie haben muß, denn sonst müßten sie schon aus staatsmännischen Gründen die christliche Mission zu befördern suchen. Doch beschauen wir uns nun wenigstens die 4 Hauptinseln etwas näher.

2. Sumatra.

Gleich am Eingang in die innern Meere der malaiischen Inselwelt betreten wir die sich gleichlaufend mit der Halbinsel Malaka hinziehende, 460 Stunden lange und durchschnittlich 90 Stunden breite Insel Sumatra. Eine gewaltige, bis zur Alpenhöhe ansteigende Gebirgsmasse mit noch jetzt thätigen Vulkanen durchstreicht sie ihrer ganzen Länge nach in mehreren parallelen Ketten. Auf der Nordostseite führen zahlreiche Flußthäler aus dem kühleren Bergland in die heißfeuchten Niederungen hinab, die wegen der Pracht und Fülle ihrer Vegetation schon das Entzücken, wegen ihres Fieberhauchs aber auch der Tod des Europäers genannt worden sind. Der steilen, von vielen malerischen Buchten durchschnittenen Südwestküste dagegen rauschen meist kurze Bäche und Flüsse durch düstre Waldungen in Wasserfällen zu; nur zwei, der Singkel und der Batangtorru erreichen eine größere Ausdehnung. An der Nordostküste liegt die auf einer kleinen Insel erbaute Hafenstadt Riouw, durch Postdampfer mit Singapur,

Java, Borneo und Celebes verbunden, und weiter südlich das gewerbfleißige Palembang, einst Residenz eines mächtigen Sultans, dessen Palast jetzt theilweise dem holländischen Residenten zur Wohnung dient. Der Südwestküste entlang folgen sich von Nord nach Süd die herrliche Bay von Tapanuli, groß und tief genug, um ganze Flotten aufzunehmen, mit dem Hafenort Siboga; dann das schön gelegene Padang inmitten seiner Muskat- und Gewürznelkengärten, Kokosgruppen und Reisfelder, und endlich das wohl befestigte Benkulen.

Dunkelfarbige Malaien (s. Abb.), deren Hauptstaat einst das

Malaiischer Knabe.

auf Ackerbau gegründete Reich Menangkabo in der Südhälfte des sumatranischen Hochlandes war, bilden weitaus die Mehrzahl der auf 4 Millionen (3,420,000) geschätzten Bevölkerung der Insel. Ursprünglich scheinen dieselben ihre Kultur von den brahmanischen Völkern Ostindiens erhalten zu haben, schon im 12. Jahrhundert kam aber auch der Islam nach Sumatra. Unter ihm erblühte an der Nordwestküste der Insel das von Arabien bis Japan Handel treibende Königreich Atschin, dessen einst in indischer Pracht lebende Sultane erst neuestens von den Holländern verdrängt werden.

Neben den Malaien wohnen, durch ihr physisches und moralisches

Naturell schärfer geschieden als durch die Sprache, etwa eine Viertelsmillion Battas. Hellbraun und zuweilen sogar rothwangig, erinnern dieselben in ihrer trotzigen Ungebundenheit und leidenschaftlichen Spielwuth viel an unsre altdeutsche Art, während ihre Sprache derjenigen der Howas auf Madagaskar am nächsten verwandt ist. Ein merkwürdiges Volk! Einerseits rohe Kannibalen, welche ihre Kriegsgefangenen bei lebendigem Leibe stückweise auffressen, und andrerseits doch nicht ohne eine gewisse Kultur, denn sie besitzen auf Bambus geschriebene Bücher und die Schreib- und Lesekunst ist ihnen nicht unbekannt, auch haben sie ein sehr genau ausgebildetes Recht. Sie haben den mittleren Theil des sumatranischen Hochlandes zwischen dem einstigen Menangkabo und dem Staat Atschin bis zur Westküste hinab inne und sind am reinsten erhalten in dem an Atschin grenzenden Plateau von Toba, wo ihr Priesterkönig, der Maharadscha von Bangkara lebt. Ihre Dörfer oder „Campongs“ sind alle mit Pallisaden umgeben und an den engen Eingängen mit stachligen Bambus geschützt. Jedes einzelne Haus gleicht einer kleinen Festung; es ist auf Pfählen erbaut und die zur Thüre führende Leiter wird jeden Abend vor Schlafengehen hinaufgezogen (S. 13). Eine Strohmatte, einige Bambusrohre, etliche irdene Krüge und ein zum Reisstoßen ausgehölter Block bildet das ganze Hausgeräthe, während die scharf zugespitzte Lanze den kriegerischen Sinn ihres fehdelustigen Bewohners verräth. Die Religion der Battas besteht im Dienst von Geistern und Ahnen (begus und sombaons); doch haben sie auch eine verworrene Mythologie mit der Sage von Batara guru, dem Gott der Gerechtigkeit, Sori pada, dem Gott der Barmherzigkeit und Mangala bulan, dem wankelmüthigen Anstifter aller Händel, alles Betrugs und alles Mords, der sich mit den beiden ersteren entzweit habe und dessen Lehren unter ihrem Volke zur allgemeinen Geltung gekommen seien.

Als im Jahr 1664 die Holländer, die nun zwei Drittel der Insel faktisch besitzen, festen Fuß auf Sumatra faßten, war die Bevölkerung ihrer großen Mehrheit nach noch heidnisch; jetzt sind alle Malaien fanatische Moslemen, und auch unter den Battas hat der Islam schon starken Eingang gefunden. Jahrhunderte lang waren dieselben nicht nur mit den Malaien in Berührung gewesen, sondern sie waren von denselben auch mehrmals angegriffen und ein großer Theil ihres Landes verwüstet worden, um sie für den Islam zu gewinnen, ohne daß sie sich von ihrer väterlichen Religion abwendig machen ließen, bis sie vor etwa 40 Jahren bei der holländischen

Regierung Schutz vor ihren Drängern suchten. Dieser wurde ihnen zu Theil, indem die Holländer die fanatische Muhamedanersekte der Padris im nahen Menangkabo unterjochten und zugleich auch die südlichen Batta-Gebiete Mandaheling, Angkola und Sipirok unter ihre Herrschaft stellten. Ruhe und Friede sind damit in diese so oft von Blut getränkten Gegenden eingekehrt; Handel und Wandel hat

Ein Batta-Haus auf Sumatra.

sich gehoben, der Wohlstand und die Bevölkerung sind außerordentlich gewachsen. Was aber die Waffen der Moslemen nicht zu erzwingen vermochten, das hat sich still und geräuschlos unter holländischem Regiment vollzogen. Unmerklich aber unaufhaltsam verdrängte der Islam das Heidenthum und war in seinem Siegeslauf schon bis Sipirok vorgedrungen, als die evangelische Mission mit in den Kampf eintrat.

Ein kleiner Missionsanfang hatte allerdings schon früher stattgefunden, als während der napoleonischen Kriege Sumatra mit den andern niederländischen Besitzungen in die Hände der Engländer übergegangen war. Damals kamen, um das nun unter britischen Scepter gekommene Land sofort mit dem Wort des Lebens zu bedienen, englische Baptisten von Sirampur herüber und ließen sich in Benkulen, Padang und Siboga nieder. Unterstützt von einem befreundeten Radscha, drangen 1824 die beiden Missionare Ward und Burton von Siboga aus in das zwischen Sipirok und Toba gelegene Hochthal Silindung vor, um den Battas die erste Kunde vom Christenthum zu bringen. Der Eindruck, welchen die Worte der Missionare machten, schien ermuthigender als das meiste, was man bisher unter Heiden erlebt hatte. Lautloses Staunen ergriff die zusammenberufene Volksversammlung, als sie von einem allmächtigen Gott hörte, der alles erschaffen hat und regiert, von einem Heiland der Welt, der unsere Sünden mit seinem Blute tilgt, von dem großen Richter, der über alle Todten und Lebendigen einmal das Urtheil sprechen wird, von der völligen Umwendung des Herzens, und von dem Kleinwerden vor Gott. Lange sahen sie einander schweigend an, zuletzt aber trat ein alter Häuptling vor und sprach, auf seinen Stab gelehnt: „Ich habe lange gelebt und immer gefunden, daß unsere adat (Gesetze und Bräuche) gut sind und wir sie nicht zu ändern brauchen; wollt ihr uns dagegen Dinge lehren, wodurch der Batta reich und glücklich wird, so wollen wir eure Schüler sein," und — die ganze Versammlung jubelte diesem Bescheid zu. Obgleich den Missionaren zu Ehren noch ein Volksfest gefeiert wurde, blieb ihnen zunächst doch nur die Rückkehr an die Küste übrig. — Schon im folgenden Jahr entzog die Zurückgabe Sumatras an die Holländer den englischen Missionaren die für ihren Beruf unentbehrliche Freiheit der Bewegung, so daß sie nach fünfjährigem Wirken von der Insel schieden.

Zehn Jahre verstrichen, ohne daß von holländischer Seite aus ein ernstlicher Missionsversuch auf Sumatra gemacht wurde, da versuchten 1834 die Bostoner Missionare Munson und Lyman von Siboga aus nach Silindung vorzudringen, allein sie versäumten die nöthigen Vorsichtsmaßregeln und wurden, ehe sie dessen Boden betraten, von einem Haufen Bewaffneter ermordet und gefressen. — Nach Gottes Rath aber war ein damals noch in der Wiege liegendes deutsches Kindlein zum Nachfolger der Erschlagenen be-

stimmt. So redlich auch die Amerikaner es wieder und wieder versuchten, christliche Rache an dem Volk zu nehmen, welches das Blut ihrer ersten Herolde vergossen hatte, es gelang ihnen nicht, zu demselben vorzudringen. Alles, was in den folgenden zwei Jahrzehnten für die Battas geschah, war, daß der Sprachforscher van der Tuuk im Auftrag der niederländischen Bibelgesellschaft 7 Jahre in Sumatra verweilte und dort (1859) zwei Evangelien und andere Schriften in der Battasprache verfaßte. — Ungehindert riß in dieser Zeit mit dämonischer Gewalt der Islam unter den südlichen Battas ein und drohte auch die noch offenen Thüren allmählig zu versperren. Da endlich sandte ein kleiner, von Pastor Witteveen zu Ermelo ins Leben gerufener Missionsverein 1856 den jungen Holländer van Asselt zu dem lange versäumten Volke aus, von dem vorerst nur die südlichen, unter holländischer Herrschaft stehenden Stämme erreichbar schienen. Das Ausbleiben regelmäßiger Unterstützungen aus der Heimat zwang jedoch ihn und die ihm folgenden Brüder, sich durch Eintritt in den Regierungsdienst den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, bis ihnen die zeitweilige Vernichtung der rheinischen Mission auf Borneo durch den blutigen Aufstand des Jahres 1859 unerwartet neue Mitarbeiter zuführte, indem das Barmer Komite beschloß, ihre Boten nun zu den Battas zu senden.

Als die ersten derselben landeten im August 1861 die Geschwister Klammer und Miss. Heine in Siboga. Es war ein ernster Eintritt in die Missionslaufbahn. Allenthalben sah man die Spuren gewaltiger Erdstöße, von denen Sumatra im Lauf jenes Jahres wiederholt heimgesucht wurde und von denen auch die Brüder selbst noch etwas zu spüren bekamen. Dazu brachen in dem von malaiischem Gesindel wimmelnden Stranddorfe gleich in einer der ersten Nächte Diebe in ihre Wohnung ein, während draußen der Sturm tobte, das Meer brauste und der Regen in Strömen herabrauschte. Auch die mühsame Reise landeinwärts auf den steilen Zickzackpfaden gieng nicht ohne Abenteuer und Verlust vor sich, doch kamen sie glücklich in Sipirok an und vergaßen die überstandenen Beschwerden schnell über dem herzlichen Empfang der holländischen Brüder, die sich nun auch der rheinischen Gesellschaft anschlossen. Am 7. Oktober 1861 hielten sie die erste Conferenz zusammen; es war der Geburtstag der rheinischen Batta-Mission. Drei Stationen sollten vorerst in Sipirok eröffnet und zu einer vierten im noch freien Battalande erst ein geeigneter Platz gesucht werden.

Ungemein hoffnungsvoll ließ sich die Arbeit auf den drei südlichen Stationen an, auf deren einer 1867 Dr. Schreiber als Vorsteher der gesammten Batta-Mission seinen Wohnsitz nahm. Gerade noch zu rechter Zeit schienen die Brüder hier zu einer Krisis von höchster Bedeutung gekommen zu sein. Die Widerstandskraft des Heidenthums war bereits gebrochen und jede Familie sah sich vor die Frage gestellt: Christus oder Muhammed? Begreiflicher Weise neigten die Häuptlinge mehr zum Islam hin; ist er doch ein Freund der Sklaverei und fordert von seinen Jüngern nicht, daß sie sich selbst verleugnen und gar ihre Feinde lieben sollen! Unter den Armen und Gedrückten dagegen schien in ganz Sipirok die Bewegung zum Christenthum hin eine wahrhaft großartige zu werden. In der Folge aber haben sich die damals gehegten Hoffnungen nicht erfüllt; Muhammeds laxe Moral und äußerlicher Gottesdienst hat weitaus den größten Theil des Volkes für sich gewonnen. Besonders im Jahr 1877 hat der Islam wie in einer Hochflut alle Dämme zu zerbrechen und alles von den Missionaren mühsam Erbaute hinwegzureißen gedroht. Was noch von Heiden in jener Gegend zu finden war, ist ihm fast ohne Ausnahme zugefallen. Dörferweise wurden die Leute zu Muhammedanern gemacht, natürlich nur ganz äußerlich und ohne alles Verständniß der Sache. Auch aus den drei Christengemeinden in Sipirok hat dieser Sturm der Prüfung manche taube Blüte abgerissen; für das innere Wachsthum der Christen aber ist diese Sichtungszeit von entschiedenem Segen gewesen. Im Ganzen zählten diese südlichen Batta-Gemeinden zu Anfang des Jahrs 1878 etwa 740 Seelen.

Ganz anderer Art als an diesem Knotenpunkt des gewaltig arbeitenden Muhammedanismus war die Aufgabe der Mission an den Pforten Hochtobas, wohin im Dez. 1861 die Brüder Heine und van Asselt zunächst zu einer Untersuchungsreise muthig vordrangen. Aus dem lichten, heiteren Hochthal von Sipirok gieng es in den finstern Urwald hinein, der dieses von den Landschaften Sigompulan und Silindung scheidet. Moräste und reißende Flüsse mußten durchwatet, steile Höhen erklettert, Abgründe durchmessen werden. An die Füße hängten sich trotz aller Vorsicht immer wieder Blutegel an, die Finger wurden von dem scharfen Alang-Alang, einer schneidenden blaßgrünen Grasart verwundet, das über den Köpfen der Wanderer zusammenschlug. Nach zwei Tagen jedoch war das schöne Thal Sigompulan, die Vorhalle Silindungs erreicht, dessen

Radscha sie freundlich aufnahm, obschon die Befürchtung laut wurde, hinter den Missionaren drein könnten auch holländische Beamte kommen und Kaffee- und Straßenbau begehren.

Das Jahr darauf weihten die beiden Brüder hier zwei Stationen ein. Auch sie begegneten keinen Augenblick jener stumpfen Gleichgiltigkeit, der gegenüber unter andern heidnischen Völkern bei jahrelangem geduldigem Ausharren schon so mancher treue Zeuge des Evangeliums fast erlahmt ist. Schon am Pfingstfest 1865 durfte Heine als seine Erstlinge drei junge Männer taufen; acht Tage später folgte die Taufe von van Asselts Erstling, und im Juli die erste Feier des h. Abendmahls. Das war der kleine Anfang von Gemeinlein, denen sich bald auf beiden Stationen weitere Glieder anschloßen, obschon es allen Radschas des Thales selbstverständlich schien, daß, wer den Geistern der Vorfahren nicht mehr opfere, auch kein Recht habe an die von ihnen ererbten Grundstücke, die Getauften also zunächst brot- und obdachlos wurden. Immer deutlicher aber offenbarte sich die Feindschaft, die in vielen Herzen war, als die Siege des Evangeliums sich mehrten. Mancher frühere Freund wurde da ein bitterer Gegner, und mehr als Ein finstrer Mordplan wurde gegen das Leben der Missionare geschmiedet. Eine Nacht aus jener Zeit ist van Asselt besonders wichtig geworden. Es waren gewitterschwüle Stunden, der Grimm gegen ihn und seine junge Gattin hatte den höchsten Grad erreicht. Da wollte Frau van Asselt Nachts aus dem Hause treten, allein als sie an die Thüre kam, fühlte sie sich wie zurückgehalten und kehrte um. Aber auch den Batta-Männern blieb jene Nacht in guter Erinnerung. Als einige sich später bekehrten, fragten sie den Missionar, wen er denn damals im Hause gehabt habe, sie wissen doch, daß kein Gast bei ihm gewesen sei? Da ergab sichs nun, daß sie das Haus umringt hatten, entschlossen, das junge Paar zu tödten. Aber an welche Thüre sie auch schlichen, überall trafen sie Wächter „in weißen Kleidern." Dem Missionar wars doch eigen zu Muthe, als er von früheren Kannibalen solch ein Zeugniß vernahm. Er konnte nur sagen, daß jene Schildwache nicht von ihm aufgestellt worden sei. —

Schon im Juni 1863 gelang Heine und van Asselt auch ein Besuch in Silindung, vor dessen noch verschlossener Thüre sie ihre beiden Stationen ja eigentlich nur als Haltplätze besetzt hatten. Mühsam arbeiteten sie sich einen mit dem Batangtorru gleichlaufenden Gebirgsrücken hinauf, auf dessen Spitze sie in einen mächtigen Kampherwald eintraten. Jenseits des Dickichts aber, welch frendige

Ueberraschung! Hell und licht lag da in seiner ganzen Pracht das Thal Silindung vor ihnen, und noch weit darüber hinaus in die dort sich erschließende Gebirgswelt schweifte ihr Auge. Wogende Reisfelder glänzten aus der Tiefe zu ihnen herauf, und zwischen ihnen lagen Hunderte von Dörfern. Das Bild des frohesten Lebens wurde noch erhöht durch den silbernen Wasserspiegel eines Sees, auf dessen grünen Inseln Pferde, Kühe und Büffel weideten. Munter rauschten von allen Seiten Gebirgsbäche herab, die dem See oder dessen Ausfluß, dem Batangtorru zuströmend, mit diesem der Riesenschlucht entgegeneilten, welche die Thäler von Sigompulan und Silindung verbindet. Doch waren die Kriegsgerüchte, die sie aus Silindung vernommen, nicht bloße Dichtung gewesen; es stellte sich heraus, daß hart an der Grenze sechs Kampongs verbrannt worden waren. Glücklicherweise war aber jetzt gerade Waffenstillstand, und so konnten die beiden Brüder ihre Absicht ausführen, das schöne Thal bis an sein nördliches Ende zu durchwandern. Sie fanden jeden Brocken Landes benützt und sorgfältig bearbeitet. Schön gebaute Kanäle führten das Wasser nach allen Seiten hin; gut unterhaltene Dämme sicherten dem Wandrer auch für die Regenzeit einen leidlichen Weg. Eine ungemein belebte Scene bot ein Markt dar, zu dem von allen Seiten Käufer und Verkäufer herbeiströmten; ein bestimmter Einblick in die dortigen Verhältnisse ließ sich indeß nicht gewinnen.

Acht Monate darauf wagte der im Sommer 1862 in Sumatra angelangte Schleswiger Nommensen unter unsäglichen Mühseligkeiten und beständigen Todesgefahren sich ein Hüttchen in Silindung zu bauen. Schon den Platz hiefür zu erlangen, war nur mit großen Schwierigkeiten und durch endlose Verhandlungen möglich. Bei Herbeischaffung des Baumaterials dasselbe Widerstreben, Streiten, Drohen, und ebenso wieder beim Aufrichten desselben. Nur durch unüberwindliche Gelassenheit und freundlichen Gleichmuth vermochte Nommensen das wetterwendische Volk, daß sie den Bau geschehen ließen. Er scherzte mit ihnen, er spielte ihnen etwas auf der Geige vor, er wußte sie immer wieder bei gutem Willen zu erhalten, und wenn sie mit wüthenden Geberden auf ihn einstürmten: „Wir hacken dir die Beine ab und werfen dich in den Fluß!“ — lachte er ihnen ins Gesicht und sagte: „O Freund, du meinst es doch nicht so!“ Ganz ohne Grund waren jedoch diese Drohungen nicht. Die Rottangstricke, welche das Gebälk seines Hauses zusammenhielten, wurden ihm von einigen Bösewichtern durchschnitten, damit es in der Nacht

über ihm zusammenstürze. Aber schon vor der Nacht kam ein Erdbeben; Alles flüchtete, und erst als auch der letzte von Nommensens Leuten draußen war, krachten die Balken zusammen. Ein andermal hatten sie ihm vergiftetes Fleisch hingelegt, aber Nommensen genoß nur wenig und kam mit einem leichten Unwohlsein davon. Ein Datu hatte ihm schnell wirkendes Gift in seinen Brei gerührt und gewartet, bis der Missionar nach seinem Genuß todt hinfallen würde. Aber die Verheißung Marci 16, 18 erfüllte sich an ihm, und diese Erfahrung von der Wundermacht des Christengottes wurde das Mittel zur Bekehrung des Thäters. Aus seinem eigenen Munde erfuhr Nommensen erst viel später, welches Wunder Gott an ihm gethan habe. Bei dem großen Hauptfest des gefürchteten Geistes eines früheren Helden, bei welchem regelmäßig Menschenblut vergossen wurde, sollte der Weiße getödtet werden. Jedermann wußte es; auch Nommensen hatte erfahren, was ihm bevorstände. Etliche Radschas hielten zu ihm, aber sie waren für ihr eigenes Leben besorgt, denn die große Mehrheit hatte sich verbunden, ihn sammt allen seinen Freunden zu tödten. Trotz aller Warnungen gieng Nommensen, als der Tag des Festes gekommen war, selbst auf den Marktplatz. Seiner Geistesgegenwart und freundlichen Worten gelang es, die meisten Radschas zu bewegen, ihre Waffen abzulegen. Aber als nun die Orakel des Sombaon ertönten, lauteten sie so blutig, wie nur je. Kein Opfer wollte der Sombaon annehmen, kein Glück, Gesundheit und Erntesegen verleihen, wenn ihm nicht das Blut des weißen Mannes dargebracht würde. Dann aber trat der Missionar selber hervor und bewies ihnen, daß der Sombaon es unmöglich gut mit ihnen meinen könne, daß er vielmehr zu dem Heere der bösen Geister gehöre und daß allein der Christengott der Geber alles Guten sei. Schon war die Menge halb gewonnen, als eine erbitterte Heidenschaar einen plötzlichen Angriff machte. Es kam zum Gefecht, aber die Angreifer wurden zurückgeschlagen. Ein Regenguß brach herein und verhinderte den weitern Kampf. Die Menge verlief sich und die Gefahr war für dießmal vorüber. Dieser Vorfall war entscheidend. Die Ueberzeugung brach sich Bahn, daß der Gott der Christen wirklich der Mächtigere sei und nur von ihm Segen und Heil ausgehe. Schon im August 1865 konnte Nommensen seine Erstlinge, 4 Erwachsene mit 5 Kindern taufen. Natürlich erwachte darüber der heidnische Eifer aufs Neue. Die Getauften wurden aus ihrem Besitzthum vertrieben. Nommensen mußte sie zu sich auf seine Station

Huta Dame (Friedensdorf) nehmen, die er mit einem Erdwall und Graben gegen den ersten Angriff sicherte. Er mußte zunächst sein Brot mit ihnen theilen, bis sich allmählich, nachdem auch einzelne Radschas getauft waren, christliche Kampongs bildeten, die ihr Besitzthum von dem der Heiden gesondert halten konnten.

Mächtig verlangte es natürlich Nommensen, noch etwas Näheres über den Tod der in seinem Geburtsjahr erschlagenen amerikanischen Brüder zu erfahren. Längere Zeit waren alle seine Nachforschungen vergeblich, denn sobald er auf dieses Ereigniß zu sprechen kam, wurden die Battas geheimnißvoll und verschlossen. Endlich erfuhr er, daß der Radscha, auf dessen Befehl die beiden Missionare ermordet worden seien, noch am Leben sei und in geringer Entfernung von Silindung wohne. Nommensen suchte ihn in seinem aus drei Häusern bestehenden Räubernest auf, um ihm womöglich das Heil in Christo zu verkünden, allein der alte Mörder saß beim Anblick des weißen Mannes, der freundliche Worte in der Battasprache an ihn richtete, zuerst wie vom Blitz getroffen da und rannte dann, unter dem Vorwand, seine Frau holen zu wollen, in den Wald davon, um nicht wieder zu erscheinen. Uebrigens waren die Radschas von Silindung mitschuldig an jener Blutthat. Sie hatten, was die früheren englischen Missionare bei ihrem Besuch in Silindung von Wiedergeburt und Herzenserneuerung gesprochen, so verstanden, als müßten die Battas politisch klein und Silindung wie ein Kind werden. Dieß zu verhindern, wollten sie die amerikanischen Brüder gar nicht nach Silindung kommen lassen, sondern kamen überein, sie unterwegs umbringen zu lassen. Dennoch glaubten sie aber jene Worte buchstäblich erfüllt, weil kurz darauf ganz Silindung zuerst mit Krieg überzogen und dann durch Seuchen verheert wurde.

Immer deutlicher zeigte sich nun, wie die keineswegs vergessene Botschaft der englischen Brüder und die scharfe Pflugschar der Gerichte, welche der Ermordung der beiden Amerikaner gefolgt war, dem Samen des Evangeliums bereits den Boden bereitet und in den Herzen eine Krisis angebahnt hatten, die sich sonst erst nach jahrelanger Missionsarbeit zu vollziehen pflegt. Es war ein wunderliches Ringen der himmlischen und der höllischen Macht in Silindung. Auf der einen Seite eine immer weiter greifende Bewegung zum Christenthum hin, immer neue Taufen, Erbauung von Kirche und Schule, Auffindung neuer Erwerbsquellen für die schnell wachsende Gemeinde — auf der andern Seite dagegen die wildesten Greuel des

Heidenthums, Mordthaten und Ueberfälle der grausamsten Art, Menschenschlächterei und Menschenfresserei vor den Augen des Missionars, Götzenfeste mit größerem Pomp gefeiert als jemals und immer verstärkte Todesdrohungen gegen die Missionare — hin und wieder auch die meuchlerische Erschießung eines Christen. Nommensen hatte zu Anfang des Jahrs 1866 eine doppelte Hilfe erhalten, eine Braut und einen Mitarbeiter Johannsen, beide wie er selbst Norddeutsche und entschlossen, mit ihm den schweren Weg tiefster Selbstverleugnung und gänzlicher Hingebung an den Herrn und sein Werk zu wandeln. Aber durch die unaufhörlichen Fehden und die sich stets steigernde Feindschaft und Gefahr von Seiten der Heiden kam es so weit, daß Nommensen ernstlich daran denken mußte, sein Weib und Kind in Sicherheit zu bringen. Auch dießmal hatte jedoch Gott wieder ein Schutzmittel bei der Hand, an welches weder die Missionare noch die Heiden gedacht hatten. Er gab es dem neu eingesetzten Gouverneur von Sumatras Westküste ins Herz, daß er eine Reise ins Tobaland unternahm, um Gegenden kennen zu lernen, die noch kein Europäer betreten hatte. Bis zu der vor jedem Eindringling mit Eifersucht gehüteten Wiege des Batta-Volkes und dem berühmten See in Hochtoba drang er nun zwar nicht vor, allein er feierte Weihnachten 1868 in Silindung und logirte bei den Missionaren. Das imponirte den wilden Radschas außerordentlich und die Person des Gouverneurs war ihnen ein Gegenstand solcher Bewunderung, daß sie ihm die Entscheidung in allen ihren Fehden überlassen wollten. Die nun folgende Ruhezeit benützten die Missionare zum innern und äußern Ausbau der Gemeinde. Für die Patienten, die bei Nommensen Arzneimittel holten, wurden Krankenhäuser gebaut; man legte Christendörfer an, Aelteste, Diakonen und Diakonissen traten in geordneten Dienst; die Kirchenzucht wurde in allen Einzelheiten durchgeführt, und der Herr selbst bekundete seine Gegenwart und sein Walten in der Gemeinde durch auffallende Bestrafungen von Heuchlern, durch Gnadenwunder an Krankenbetten und wunderbare Durchhilfen.

Wie Meereswellen drangen zwar zeitweise immer neue Gefahren und Verlegenheiten der verschiedensten Art auf die Missionare ein; aber Jesus blieb ihr Anker. Neue Geschwister rückten nach, drei weitere Stationen erstanden: Silindung wurde das wichtigste Arbeitsfeld auf Sumatra. Huta Dame zählte 1878 gegen 900 Gemeindeglieder, die drei neueren Stationen zusammen etwa 330, und einer der eifrigsten Bekehrten war Radscha Pontas, der Enkel jenes alten Häuptlings,

an dessen entscheidendem Wort auf dem Marktplatz der Versuch der englischen Missionare scheiterte, diesem Thale das Wort des Lebens zu bringen. Eine originelle, aber sehr praktische Einrichtung ist ein in einer der Gemeinden ins Leben getretener Enthaltsamkeitsverein gegen das Spielen. Wer ihm beitritt, muß sich, im Fall er spielt, ein paar Tage in den Block legen lassen, was übrigens noch keinem Mitglied begegnet ist. Diese Einrichtung leuchtet auch den draußen Stehenden so ein, daß Weiber dem Missionar schon mit der Bitte nachgelaufen sind, er möchte doch ihre Männer bewegen, Christen zu werden und in den Bund einzutreten, damit sie von der Spielwuth, dem Fluch der Batta'schen Ehen, frei würden.

Die Zahl sämmtlicher Getauften unter den Battas betrug auf 11 Stationen mit 12 europäischen Missionaren und 20 eingebornen Gehilfen 2156 Seelen, als, erbost über die Ausbreitung des Christenthums in Silindung, wodurch sein eigener Einfluß dort mehr und mehr schwand, der zugleich durch die Atschinesen gegen die Holländer aufgereizte „Löwenkönig" von Bangkara im J. 1878 muthwillig einen Kampf begann, worin er den rechtzeitig angelangten holländischen Truppen fast ohne Blutvergießen schnellstens unterlag. Nommensen und sein Mitarbeiter Simoneit konnten während dieses kurzen Krieges sowohl den Holländern als den Battas die wichtigsten Dienste leisten durch Friedensvermittlung, Gewinnung der Häuptlinge, Beschützung und Verpflegung der Gefangenen u. s. w. Die 306 Dörfer in Silindung haben sich nun den Holländern unterworfen, und alle Fehden sind damit zu Ende. Auch Tobaer kommen jetzt in großen Haufen nach Silindung. Täglich mehrt sich die Zahl derer, die ihren Wunsch ausdrücken, Christen zu werden; wie Viele davon in Wahrheit heilsbegierig sind, wird freilich die Zeit erst lehren müssen, denn Viele kommen jetzt auch mit der Erwartung, durch die Verwendung der Missionare in Rechtssachen etwas zu gewinnen. Doch hoffen die Brüder, daß im nächsten Jahrzehnt ganz Silindung christianisirt sein wird und sie schon vorher auch in Hochtoba einziehen können. — Ein Sprößling der rheinischen Mission auf Sumatra ist die 1865 gegründete Mission auf der an der Südwestküste gelegenen Insel Nias, die auf 3 Stationen über 200 Getaufte zählt.

3. Java.

Von dem südöstlichen Ende Sumatras nur durch die Sunda-Straße getrennt, streckt sich von Westen nach Osten 280 Stunden

lang und durchschnittlich 40 Stunden breit die 2400 Quadratmeilen große Insel Java oder Dschawa hin, die Perle Niederländisch Indiens. Ihre Nordküste wird von keinem Land der Erde an Fruchtbarkeit und Pracht übertroffen. Ihre Südküste ist ein schroffes Felsgestade, an dessen unzugänglichste Klippen die schwalbenartige Salangane ihre durchsichtigen Nester hängt und hinter welchem in geringer Entfernung die Urgebirge der Insel hervortreten. Mächtige Vulkane mit ungeheuren Kratern, von denen 28 noch in Thätigkeit sind, steigen theils aus der Tiefebene, theils aus dem Kamm des Gebirgszugs bis zu einer Höhe von fast 12,000′ auf. Im Westen schließt sich an das Urgebirge ein Hügelland mit ausgedehnten Hochebenen an, auf welchen die Besitzer großer Kaffee,- Thee,- Zimmt- und Tabakpflanzungen in einem fast immerwährenden Frühling zauberisch schöne Landsitze haben. In der Osthälfte dagegen breitet sich um vereinzelte Bergkuppen ein Tiefland aus, das Reis und Zucker in Fülle liefert. Hauptstadt ist das früher durch sein mörderisches Klima übel berüchtigte Batavia im Nordwesten, dessen Gefährlichkeit jetzt durch Hinwegräumung der alten hohen Mauern und Ausfüllung der Kanäle bedeutend vermindert ist. Doch sind die Straßen der einst so stolzen Stadt verödet und die meisten Europäer wohnen in den herrlichen Vorstädten und Landhäusern der Umgegend. Im schönen, 13 Stunden landeinwärts von Batavia gelegenen Buitenzorg hat der General-Gouverneur Niederländisch Indiens seine luftige Residenz. Im mittleren Theil der Nordküste ist Samarang, im östlichen das durch seinen vortrefflichen Hafen in paradiesischer Gegend aufblühende Surabaja die bedeutendste Stadt.

Die Javaner sind ein höfliches, genügsames, sehr geschicktes und anstelliges, in den Städten auch schelmisches Volk von gelblicher Hautfarbe. Sie bewohnen die Mitte und den Osten der Insel; den Westen haben die sprachverschiedenen, minder civilisirten Sundanesen inne. Außer ihnen wohnen an verschiedenen Orten Europäer, Halbeuropäer, Malaien und Chinesen. Lange vor der Ankunft der Europäer soll es auf der Insel nur ein einziges großes Reich gegeben haben, von dessen bedeutender Kultur viele herrliche Ruinen zeugen, welche die Neugier der Engländer in den Wäldern und Gebirgen entdeckt hat. Manche derselben deuten auf den Brahmanismus, andre auf den Buddhismus hin; ein Denkmal des letzteren ist namentlich eine flache, breite Pyramide, die sich in 6 Terrassen stufenförmig zu einer Höhe von 90′ erhebt. Längs jeder Terrasse bildet eine mit

Skulpturwerken bedeckte Mauer die nächsthöhere Stufe. Auf der obersten Stufe befinden sich drei kreisrunde kleine Terrassen über einander mit 72 runden, glockenförmigen Tempelchen, in deren jedem ein Buddha sitzt. Sämmtliche Mauern der Gallerien tragen reichverzierte Nischen, in denen im Ganzen etwa 500 lebensgroße Buddhas thronen (s. Abb.). Vermuthlich stammt dieses Bauwerk aus dem 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, aber kein Javane hat eine Ahnung, von wem, oder aus welcher Zeit es herrühre, so völlig haben Kriege, Revolutionen, Dynastienwechsel und Völkerwanderungen alle Ueberlieferungen verwischt.

Die javanische Sprache verräth stark den indischen Einfluß;

Buddhisten-Tempel auf Java.

besonders nahe stimmt die heilige Sprache, das Kawi mit dem Sanskrit überein, die Sundasprache dagegen ist mehr mit malaiischen Wörtern vermischt. Seit dem 15. Jahrhundert gelangte der Islam durch Kaufleute und Ansiedler nach Java; im 16. Jahrhundert war die Insel in viele unabhängige Staaten getheilt, bis 1578 einer der Fürsten sich fast das ganze Land unterwarf. Seine Dynastie besteht noch jetzt in den zwei kleinen unabhängigen Reichen des Susuhanan von Solo (Surakarta) und des Sultan von Dschokjokarta im südlichen Gebirgsland fort; die ganze übrige Insel ist holländischer Besitz und wird dem seit 1830 eingeführten „Kultursystem" des Grafen von der Bosch gemäß in der Weise verwaltet, daß die unter strenger

Aufsicht stehenden Eingebornen ungeheure Strecken mit Kolonialpflanzen bebauen und deren Ertrag gegen ein bestimmtes Entgeld an die Regierung abliefern müssen. Die Ertragsfähigkeit des Landes nimmt dadurch unzweifelhaft zu und dabei wächst die Bevölkerung von Jahr zu Jahr so, daß sie jetzt (mit Madura) 18½ Millionen zählt. Diese herrliche Insel aber darum reich zu nennen, wäre zu viel gesagt, und wenn die Eingebornen unter holländischer Herrschaft zufrieden leben, trägt wohl die javanische Anspruchslosigkeit und Bedürfnißlosigkeit das meiste dazu bei. Neuestens ist es den Eingebornen möglich gemacht, ihre Güter auf Erbpacht zu besitzen. Unterlassungssünden treffen die Regierung jedenfalls viele, denn auch auf Java war die große Mehrzahl der Bevölkerung noch heidnisch, als 1594 die Holländer ihre Eroberungen begannen, und jetzt ist sie wenigstens dem Namen nach muhammedanisch, wenn auch unter der Oberfläche noch ein gut Theil Heidenthum glimmt. Nur auf der nahen Insel Bali herrscht noch der Siwadienst.

Eine evangelische Mission entstand auf Java erst, als diese Insel 1811 für etliche Jahre in die Hände der Engländer kam und der fromme Gouverneur Raffles mit Wärme alles ergriff, was christliche Liebe zum Wohl der Eingebornen versuchte. Deutsche Brüder, zuerst von Jänike in Berlin, dann im Seminar der niederländischen Gesellschaft zu Rotterdam gebildet und von dieser der Londoner Gesellschaft übergeben, waren die Ersten auf dem Plan; ihnen folgten englische Baptisten und später auch Bostoner Missionare. Unter Bergen von Schwierigkeiten, welche der Islam, der Weltsinn der meisten Europäer und das Mißtrauen der Regierung ihrer Arbeit entgegensetzte, suchten sie Seelen für Jesum zu werben; 1842 aber wurde allen nicht holländischen Missionaren auf sämmtlichen Inseln Niederländisch Indiens mit Ausnahme Borneos ferneres Wirken untersagt.

Wie jedoch Gott auch auf andre Weise seinem Reich Bahnen zu brechen weiß, zeigt die Geschichte des Uhrmachers Emde in Surabaja, der Hunderten ein Wegweiser zu Christo wurde. Im Jahr 1774 in der Grafschaft Waldeck als der Sohn eines kinderreichen Müllers geboren, war derselbe über dem Verlangen, Indien zu sehen, in den Seedienst gerathen und 1809 nach Surabaja gekommen, wo er 1811 seinen Abschied erhielt. Dort traf er einen Westphalen Lampregt, von dem er Uhren repariren lernte. Beide lebten brüderlich zusammen und nahmen sich zwei Töchter aus einem herab-

gekommenen javanischen Fürstengeschlecht zu Frauen. Schmerzlich vermißten sie aber christliche Gottesdienste, die es damals in Surabaja nicht gab, obgleich die holländische Stadt voll Namenchristen war. Da mußte 1814 der eifrige Kam aus Mangel an passender Schiffsgelegenheit auf dem Wege nach Amboina einen längern Aufenthalt in Surabaja machen. Er lernte Emde und dessen Schwager, so wie einige ernster gesinnte Holländer kennen und zündete unter ihnen ein Feuer an, das bis heute nicht erloschen ist. Als Kam endlich weiter ziehen konnte, forderte er Emde auf, das Werk fortzusetzen. Das hat dieser dann treulich gethan. Das kleine Häuflein kam jeden Abend zusammen; sie sangen ein Lied, Emde betete und las einen Abschnitt aus der Bibel, den er erklärte, so gut es gehen wollte. So lange ihrer wenige waren, beachtete man sie wenig und störte sie nicht. Als aber eine Kohle die andre anzündete und die Versammlungen zahlreicher besucht wurden, begann man zu spotten und die greulichsten Verleumdungen gegen sie in Umlauf zu setzen; doch Emde hatte ein gutes Gewissen und ein tapferes Herz. Eine Zeitlang hatten er und seine Freunde die Freude, daß ein Missionar in der Kirche der Stadt das Predigtamt versah; von ihm wurden Emdes und Lambregts Frauen und Schwäger getauft, die herzlich gläubig an den Herrn Jesum geworden waren. Allein 1820 setzte man einen eignen holländischen Prediger in die Stadtkirche, der Emde als einen gefährlichen Schwärmer ins Gefängniß brachte, obschon dieser und seine Freunde manchmal die einzigen Kirchgänger waren. Noch ehe Emde aber seine Haft abgesessen hatte, ließ man ihn frei, weil dem Fiskal bange wurde, es möchte die Schwärmerei auch im Gefängniß ausbrechen. Klagen beim Generalgouverneur blieben jedoch unbeachtet, und so giengen Emdes Versammlungen von nun an ungestört fort. Nie vergaß er es, daß er seine kräftigste Erweckung einem Missionar verdankte, deßhalb war er allezeit bemüht, die Zwecke der Mission fleißig zu fördern. In seinem Häuschen beherbergte er viele Jahre hindurch fast alle Missionare Hinterindiens, englische, holländische, amerikanische und rheinische. Er hatte für sie eigens ein paar Stübchen eingerichtet, und da die Durchreisenden oft wochenlang bei ihm bleiben mußten, weil die Schiffe nicht fuhren, zahlten sie eine kleine Miethe. Dafür hatten sie an dem Wirth dann einen Hausvater, der durch seinen Glaubensmuth und seine Erfahrung hundertfältig mehr gab als er empfieng und den Boten Christi auf ihrem ernsten Weg zu großer Erquickung diente; die liebreiche sorgliche Hausfrau aber gab

wohl noch einen tüchtigen Korb voll Pisang und Mango mit aufs Schiff, die trefflich schmeckten. Bei dem häufigen Verkehr mit Missionaren wurde es Emde nicht schwer, unter seinen Freunden in Surabaja einen Missionsverein zu gründen, der fleißig für die Stationen der Brüder betete, welche man auf der Durchreise hatte kennen lernen, und es auch an Handreichung nicht fehlen ließ. Aber Emde war auch selbst ein Missionar, obschon er bis in sein Alter treu auf seinem Handwerk arbeitete. Brachte er doch mit seinen Freunden, lauter schlichten Handwerkern, in 10 Jahren sogar eine malaiische Uebersetzung des N. Testaments zu Stande, zu deren Druck sie 25,000 ℳ zusammenlegten! Besonders lagen ihm jedoch die Javaner am Herzen, die durch seine Heirath ja gewissermaßen seine Hausgenossen geworden waren. Ihnen zu lieb mußten die Frauen und Emdes Tochter Wilhelmine holländische Traktate ins Javanische übersetzen und Kernsprüche der h. Schrift aufschreiben, die sodann vertheilt wurden; auch nöthigte er oft die Javaner, die Abendversammlungen zu besuchen, wo ihnen seine Frau und ein Freund, der etwas Javanisch verstand, die Heilslehren mittheilten. Lange schien es, als verzehrten sie hierin ihre Kraft vergeblich. Wohl wurden Emdes Schwiegervater und seine Schwägerin getauft, sonst aber bewahrheitete sich auch hier die Erfahrung, daß die Mission unter Moslemen die schwierigste und undankbarste ist, die es gibt. Endlich durfte der alte Waldecker indeß dennoch Früchte seiner Aussaat sehen. Als er beinahe schon die Hoffnung aufgegeben hatte, wurde sein Häuschen voll und immer voller von Javanen, die theilweise zwei bis drei Tagereisen weit kamen und christlichen Unterricht haben wollten. Mehrere von diesen Erweckten begehrten die Taufe. Als sie bei dem Prediger in Surabaja darum nachsuchten, machte man große Schwierigkeiten, denn man argwöhnte allerhand unlautere Absichten und fürchtete auch die Aufregung unter den Eingebornen. Fünf Jahre lang hielt man die Leute hin, bis am 12. Dez. 1843 endlich 18 Männer, 12 Frauen und 5 Kinder die h. Taufe empfiengen. Nun wuchs die Zahl der Bekehrten mehr und mehr, so daß in den nächsten drei Jahren noch drei große Javanentaufen in Surabaja stattfanden; Emde aber hielt Alles in guter Ordnung. Jetzt wurde die Rotterdamer Gesellschaft, die seit 1820 in Batavia und dessen Umgegend Missionare hatte, auf dieses Arbeitsfeld aufmerksam und nahm Emdes Tochter Wilhelmine förmlich in Dienst, da sie seit dem Tod ihrer Mutter unausgesetzt thätig gewesen war, in ihrer Muttersprache dem Werk zu dienen;

1848 langte dann auch der treffliche Miss. Jellesma in Surabaja an, der sich in der Folge 8 Stunden von da in dem Christendorf Modjo Warno niederließ. Dort hatten nämlich einige hundert Christen aus verschiedenen Dörfern die Bäume des Urwalds verbrannt, dessen Boden in Reisfelder verwandelt und eine eigene Niederlassung gegründet, in der sie frei von beengenden Verwicklungen mit ihren muhammedanischen Nachbarn ihres Glaubens leben konnten. Zehn Jahre lang wirkte Jellesma hier im Segen, weit umher seine Schüler aussendend, bis er 1858 — ein Jahr vor Vater Emde — seinen Lauf beschloß. Jetzt sind drei Rotterdamer Missionare in diese Arbeit eingetreten, und die Station Modjo Warno zählt über 2000 Seelen, während 32 kleine Gemeinden mit im Ganzen etwa 1000 Gliedern in den benachbarten Residentien gleichfalls den von Jellesma ausgestreuten Samenkörnern entsproßt sind.

Eine liebliche Oase im geistlich todten Java bildet auch das halbwegs zwischen Batavia und Buitenzorg gelegene Dorf Depok (Lusthof). Dort hatte 1714 der Rathsherr de Chastelein sein schönes, großes Landgut seinen Sklaven vermacht, sofern sie Christen waren oder innerhalb zwei Jahren nach seinem Tode Christen geworden sein sollten. Zugleich hatte er ihnen damit die Freiheit verliehen. Er beabsichtigte, auf diese Weise eine Christenkolonie der Eingebornen zu stiften zum Beweise, daß das Evangelium auch für sie geeignet sei. In den Vierziger Jahren unsres Jahrhunderts bestand dort eine äußerlich wohl eingerichtete und gesittete Gemeinde von beinahe 300 Seelen, allein tieferes Leben fehlte ihr. Jetzt aber, da seit einer Reihe von Jahren ein tüchtiger Missionar in Depok gearbeitet hat, vernimmt man recht Erfreuliches von da, und was der edle Chastelein beabsichtigte, hier einen Brennpunkt himmlischen Lichts für Javanen und Malaien herzustellen, scheint nun erst recht in Erfüllung gehen zu sollen. Der fromme holländische Prediger Schürmann in Batavia hat nämlich die Mittel zur Gründung eines Seminars zur Ausbildung eingeborner Missionare und Gehilfen für ganz holländisch Indien zusammengebracht, und diese Anstalt ist unter der Leitung des rheinischen Missionars Hennemann am 21. August 1878 in Depok eröffnet worden. Es ist freilich noch kein Plan entworfen, wie die vielsprachigen Jünglinge der verschiedenen Inseln unterrichtet werden sollen; vorderhand arbeitet Hennemann blos an den 4 Dajak'schen Zöglingen weiter, die er aus Borneo mitgebracht hat. Doch zeigt sowohl die Verwirklichung dieses lange gehegten

Wunsches vieler holländischer Christen als das Gelingen, das Gott auch zu den vereinzelten Missionsbestrebungen kleinerer Vereine gibt, die in neuerer Zeit ihre Thätigkeit Java zugewendet haben, daß Er auch über die verfinsterten Millionen dieser Insel Gedanken des Friedens hegt.

4. Borneo.

Als eine kleine Welt für sich thront wie eine Königin im Kreise der Sunda-Inseln Borneo, nach Grönland die größte Insel der Erde. Einen Flächenraum von 13600 Quadratmeilen bedeckend, ist sie 330 Stunden lang und 270 Stunden breit, — ein reiches schönes Land mit interessanten Thierleben, üppigem Pflanzenwuchs und Schätzen an Gold, Diamanten und andern Edelsteinen. Dennoch ist Borneo, soweit sich dies beurtheilen läßt, außerordentlich dünn bevölkert; man schätzt seine Einwohnerzahl auf kaum zwei Millionen (1,820,000) Seelen. Ueber dem Innern der Insel lagert indeß noch ein dichter Schleier, den die Wißbegierde unseres Jahrhunderts erst sehr unvollkommen zu lüften vermocht hat. Nur so viel weiß man, daß ein ausgedehntes Gebirgssystem vorhanden ist, dessen einzelne Verzweigungen durch weite Strecken flachen Sumpflandes getrennt sind. Unter den zahlreichen Flüssen sind einige von bedeutender Größe, wie z. B. der Pontianak an der Westküste, der Barito auf der Südküste und der Kutei auf der Ostküste. Die Hauptbevölkerung bilden die den Battas verwandten Dajaken. Sie sind gelb oder gelbbraun und zerfallen in zahlreiche Stämme, deren jeder wieder seinen eigenen Namen, meistens auch seine eigene Sprache und Sitten hat. (S. 30.) Schrecklich ist unter vielen von ihnen der blutige Brauch, daß kein Mann heirathen kann, ohne seiner Erwählten die Schädel von ihm erschlagener Menschen vorzulegen. Oft vereinigen sich Banden von 40—80 Dajaken zu einer Menschenjagd und lauern im Dickicht, um niederzustoßen wer da kommt, Mann, Weib und Kind. Die Köpfe der Erschlagenen werden jubelnd heimgebracht, um das Haus zu zieren und die Hoffnung wach zu erhalten, daß alle diese Gefallenen den Sieger in der zukünftigen Welt wacker bedienen werden. Die Religion der Dajaken besteht im Glauben an allerhand gute und schlimme Geister aus der Ober- und Unterwelt; hauptsächlich gilt es die auf der Erde wohnenden bösartigen abzuwehren. Altäre haben sie nicht, doch werden allerlei Opfer gebracht. Neben den Priestern oder Manangs sind die buhlerischen Bliangs als

Doktorinnen und Tänzerinnen die eigentlichen Stützen des Götzendienstes, Aberglaubens und Betrugs. Ueberhaupt spielen die Frauen

Bundu-Dajaken in Nord-Borneo.

bei allen Heidengreueln die Hauptrolle; sie sind es auch, welche das Regiment im Hause führen und die Bliangs bestellen, die an keinem

Krankenlager und bei keinem Feste fehlen dürfen. Fleiß und Freundlichkeit kann man den Dajaken nicht absprechen, aber Ehrlichkeit und Sittlichkeit ist bei ihnen nicht zu Hause; auf die letztere namentlich übt ihre Religion einen entschieden verderblichen Einfluß. Seine Waffen und Kleider, sein Haus und sein Boot verfertigt der Dajake selbst mit großem Geschick; daneben baut er sein Feld und fängt oder spießt Wild.

An den Küsten sind indeß die Dajaken nicht Borneo's einzige Bewohner. Frühe schon lockten die Gestade der schönen, großen Insel indische Einwanderer herbei, welche Kolonien gründeten und den Brahmadienst dahin verpflanzten. Von diesen Kolonien finden sich jetzt noch Reste, der Brahmanismus dagegen ist schon lange dem Islam erlegen, indem später malaiische Einwanderer hier wie auf Sumatra und Java die Hindu-Götter stürzten und eine Reihe kleinerer und größerer Staaten gründeten, die noch jetzt wie ein Gürtel dieses Inselland umgeben. Unter ihnen waren namentlich die nördlichen Sultanate Brunei und Sulu durch Seeräuberei berüchtigt und gefürchtet; im Süden war Banjermasin der mächtigste Staat. Den Malaien sind auch hier chinesische Einwanderer gefolgt, die durch Zusammenhalten, List und Klugheit Malaien und Dajaken von sich abhängig zu machen wissen und zum Theil mit großen Reichthümern beladen in ihre Heimat zurückkehren. Schon ehe diese chinesische Einwanderung begann, hatten seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Holländer auf der Westküste und später auch auf der Süd- und Ostküste ihre Herrschaft begründet, so daß jetzt die ganze Südhälfte der Insel unter ihrer Oberhoheit steht. Ein Resident beherrscht die Radschas und Sultane, welche einen Gehalt von Holland beziehen und zugleich theilweise ihre Souveränität abgetreten haben, und holländische Beamte handhaben die polizeiliche Ordnung in Gemeinschaft mit den Fürsten.

Die Mission hat in Borneo erst spät begonnen. Im J. 1836 war's, daß rheinische Missionare sich in der Südprovinz Banjer niederließen — einer Gegend voll Sumpfwaldungen, in welcher Abends Milliarden von Stechmücken durch die Luft schwirren und den Leib des friedlichen Reisenden zu Einer großen Wunde machen. Von der Hauptstadt Banjermasin aus besuchten sie die verschiedenen Dajakenstämme in der Nähe, zu denen die Verzweigungen mächtiger Flüsse die einzigen Straßen bilden, wie auch Banjermasin selbst nur eine einzige Straße hat, nämlich den in den Dusson strömenden Banjerfluß.

Ebenso liegen die Dajaken-Dörfer sämmtlich an Flüssen und in manchen von ihnen vermittelt der Kahn sogar die Verbindung zwischen den einzelnen, auf hohen Pfählen erbauten Häusern (s. Abb.). Es war ein schwerer Anfang. In der Hauptstadt zeigten sich die Malaien stumpf und feindselig, die Chinesen durch Opium verdorben, die Europäer in stolzes Genußleben versunken und durch Unzucht entnervt. Etwas mehr Früchte kamen unter den Dajaken zu Tag, unter denen verschiedene Stationen erstanden, während der seit 1849 durch die holländische Regierung eingeführte Schulzwang den Missionaren Schüler in Menge zuführte und durch Loskaufung von Schuldsklaven (Pandelings) eine ansehnliche Zahl heidnischer Familien

Eine Dajaken-Wohnung.

unter christlichen Einfluß kam. Nach 3jähriger Arbeit waren auf 8 Stationen etwa 100 Getaufte gesammelt und Kirchen und Schulen überall gut gefüllt, auch bereits verschiedene christliche Schriften herausgegeben, ja sogar schon die ganze Bibel ins Dajakische übersetzt und die Kunst des Lesens und Schreibens in weite Gebiete verbreitet.

Da brach ein Sturm der Verwüstung herein, der die ganze Mission wie ein vernichtender Blitzstrahl traf. Die Hadschis, deren Feuer in Mekka geschürt wurde, durchzogen rastlos die Kolonien, bekehrten die Dajaken zum Islam und feuerten die Sultane zum heiligen Krieg an. So war der Brennstoff bereits gehäuft, als eine unkluge

Entscheidung der holländischen Regierung in Betreff der Erbfolge im Sultanat Banjermasin zum zündenden Funken wurde. Ohne daß die Holländer in Borneo etwas ahnten, verzweigte sich unter Hunderttausenden eine Verschwörung zur Ermordung sämmtlicher Europäer auf den 1. Mai 1859. Nur in Java erfuhr man von dem schwarzen Plan, und von da kam am 29. April noch rechtzeitig ein Kriegsschiff, das den Ausbruch in der Hauptstadt verhinderte. Aber an den entfernteren Punkten hatte das Blutvergießen schon begonnen, da die fanatischen Priester den Freudentag nicht erwarten konnten. Es waren schreckliche Tage im Missionshaus in Banjermasin, als nach einander Männer, Weiber und Kinder, weiße und schwarze Christen hereinströmten, ausgeraubt und ausgehungert, und sich die Todesposten mittheilten, die sie da und dort vernommen hatten. Oben am Kapuas-Fluß, in Tangohan, sollte das größte Opfer gebracht, das kostbarste Blut vergossen werden. Hier weilten zwei junge Missionspaare, Wigand und Kind bei Rott's, beide gerüstet, um neue Stationen zu beziehen. Man hatte Rott schon seit einigen Tagen gewarnt; er hatte sich aber allzusehr auf die Anhänglichkeit der Umwohner verlassen. Frühe am 7. Mai wurde Rott, als er aus seinem Schlafgemach trat, von einem Speerstich in die Brust getroffen; der Mörder verschwand, aber auf ein gegebenes Zeichen füllte sich das Missionshaus mit der wilden Bande. Frau Rott verband noch den auf einen Stuhl gesunkenen Gatten, raffte sich auf und wollte mit dem Volke sprechen, aber Hohn und vergiftete Pfeile waren die Antwort. Doch endlich, da sie nur um freien Abzug baten, wurde dieser scheinbar gewährt. Sie versuchten an den Fluß zu gelangen, allein das Schießen währte fort und die Boote waren verschwunden. In mehrstündiger Todesnoth, meist schwer verwundet, versicherten die Missionsgeschwister die Mörder noch ihrer Vergebung, ließen sich allesammt ins Wasser drängen und versanken im tiefen Strom. Es waren ihrer sieben, beide Kinds, kaum erst getraut, die Wigands mit ihrem Säugling, Rott und sein ältestes Töchterlein Maria. Als die Pfeile flogen und der wüthende Haufe auf sie losstürmte, hatte letztere noch lächelnd gefragt: „Gehen wir jetzt alle mit einander zum lieben Heiland?“

Frau Rott wurde besinnungslos von einem Dajaken aus dem Wasser gezogen, ihr zweites Kind noch umschlossen haltend (S. 34). Man wollte sie für den muhammedanischen Anführer aufsparen und brachte sie zu dem untreuen Häuptling; dort wurde auch ihr jüngstes Kind, von einem Dajakenmädchen in den Wald geflüchtet, ihr wieder

zugestellt. Nach drei tödtlich langen bangen Tagen floh Alles vor dem herandampfenden Schiffe, das die Witwe sammt ihren zwei Kindlein nach Banjermasin brachte. Am Tag vor dieser Rettung waren am Kahajan-Fluß die Geschwister Hofmeister durch Mörderhand gefallen. Hofmeister wurde bei einem Besuch, den er dem treulosen Häuptling abstattete, verwundet, schlüpfte noch in sein Haus, stärkte sich mit seinem muthigen Weibe im Gebet, trat dann mit ihr hervor und redete die Bande an, welche das Haus umzingelt hatte. Auf ihr höhnisches Gelächter betete er noch einmal in dajakischer

Frau Rott mit ihrem Kinde.

Sprache für seine Mörder und empfieng dann den Todesstreich. Als seine Frau sich über ihn warf, wurde ihr der Kopf abgeschlagen; die vier Kleinen ließ man am Leben, um sie den Muhammedanern zu verkaufen. Doch gelang es später den Missionaren, die jämmerlich verwahrlosten Kinder wieder frei zu machen und nach Banjermasin zu bringen, wo nun alle Europäer zusammengedrängt waren. Auch ein Theil der getauften Dajaken fand sich hier bei den Missionaren ein, denn sämmtliche Stationen waren zerstört. Von den Weißen floh, wer konnte, nach Java und noch weiter; die rheinischen Brüder

siedelten theils nach Sumatra über, theils kehrten sie nach Europa zurück, nur etliche blieben in Banjermasin und arbeiteten hier unter den geflüchteten Gemeindegliedern fort.

Es dauerte lange, bis die Ruhe und Ordnung ganz wiederhergestellt war, noch viel länger aber, bis die holländische Regierung die Erlaubniß zur Wiederaufnahme der Mission auf den zerstörten Stationen gab, denn die weißen Beamten hatten es gar zu bequem gefunden, ihre eignen Mängel auf die Schultern der Missionare abzuladen und diese für den Aufstand verantwortlich zu machen. Dringende Bitten, welche mehrere Häuptlinge an den Generalgouverneur in Batavia richteten, man möchte ihnen doch ihren Tuan Pandita (Herrn Lehrer) wieder geben, führten im Juni 1866 Miss. Zimmer endlich an den oberen Kapuas zurück, wo der neue Ort Kwala Kapuas nun die Hauptstation wurde. Allmählich konnten alle früheren Missionsgebiete wieder besetzt werden, so daß im J. 1878 auf 6 Stationen 8 Missionare in der Arbeit standen. Ist damit die Zahl der früheren Stationen auch noch nicht ganz wieder erreicht, so hat sich dafür die Zahl der Christen (an 600) mindestens vervierfacht. Es ist also ein unverkennbarer Fortschritt da; neben dem Christenthum macht aber auch der Islam Fortschritte unter den Dajaken.

Im Westen der Insel versuchten in den Jahren 1839—50 Bostoner Missionare hauptsächlich unter den Chinesen zu arbeiten, zogen sich dann aber wegen geringen Erfolgs wieder zurück. Im Norden dagegen öffnete sich auf eigenthümliche Weise einer jetzt blühenden englischen Mission die Thüre. Ein während des ersten barmanischen Kriegs schwer verwundeter 16jähriger Offizier brach nur halb genesen, von einer Erholungsreise in die Heimat wieder nach Kalkutta auf, und von dort trieb es ihn weiter in die südöstlichen Gewässer. Eine Reise nach China gab ihm Gelegenheit, etwas von der zauberischen Pracht der Inselwelt in jenen Meeren zu sehen; es ärgerte ihn, daß diese herrlichen Inseln mit ihrem unendlichen Reichthum kostbarer Erzeugnisse der Schrecken der Seefahrer waren wegen der ihre Küsten umschwärmenden Seeräuber. Sollte denn rein nichts gethan werden können, um diesem Zustand ein Ende zu machen? Sollte es nicht möglich sein, den armen, verkommenen Bewohnern dieses schönen Stückes Erde etwas von den Segnungen der Civilisation zu bringen und jene gefürchteten Gestade dem friedlichen Verkehrzu erschließen? Dieser Gedanke gewann immer tiefere Wurzeln in James

Brookes Seele; wie er durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines schönen Vermögens kam, kaufte er ein Schiff und umgab sich mit einer Schaar auserlesener Seeleute. Mit diesen übte er sich erst drei Jahre lang in der Schifffahrt auf europäischen Meeren, um dann in den Gewässern von Borneo sein Glück zu versuchen. In Singapur erfuhr er, daß in dem früher zu Brunei gehörigen Sarawak ein den Engländern gewogener Radscha regiere. An diesen wandte er sich 1839, und zwar gerade, während derselbe mit seinen rebellischen Unterthanen in einen Krieg verwickelt war. Brooke half mit seiner kleinen tapfern Schaar den Aufstand dämpfen, er lieh dem Muda Hassim Gold und wurde sein Mitregent. Bald fand er indeß aus, wie mißlich es ist, mit einem barbarischen Despoten Hand in Hand zu gehen. Wenn die Seeräuber ihre Beute mit ihm theilten, ließ Muda Hassim sie gern gewähren, ja einmal gab er einer Bande ausdrücklich Erlaubniß, ins Innere einzudringen und einen friedlichen Dajakenstamm zu überfallen. Brooke war entrüstet und verließ das prächtige Haus, welches der Radscha ihm eingeräumt hatte, begab sich auf sein Schiff und befahl seinen Leuten, alles in Kriegsbereitschaft zu setzen. Das wirkte, die Seeräuber durften ihren Anschlag nicht ausführen, der Radscha mußte sich demüthigen und die friedlichen Einwohner wurden immer mehr für ihren tapfern Beschützer eingenommen. So kam es, daß Muda Hassim schließlich ganz von der Regierung zurücktrat und Brooke 1841 vom Sultan in Brunei zum Radscha von Sarawak erhoben wurde (S. 37).

Nun gab es harte Arbeit, in dem kleinen Reiche Leben und Eigenthum zu schützen und an die Stelle des Betrugs Recht und Gerechtigkeit zu setzen. Natürlich konnte es bei einer auf Ausrottung von gewaltthätiger Selbsthilfe hinzielenden Regierung auch an Gewaltthaten von Seiten des energischen Selbstherrschers nicht fehlen. So waltete Brooke denn bald als Gesetzgeber und Richter in seinem Ländchen, bald verfolgte er als Soldat, unterstützt durch englische Kriegsschiffe, die Seeräuber in ihre Schlupfwinkel, bald jagte er dem treulosen Sultan von Brunei, der 1846 Muda Hassim und alle Freunde der Engländer verrätherisch hinmorden ließ, einen heilsamen Schrecken ein und übergab, ihm zur Strafe, den Engländern das Inselchen Labuan als Kohlenstation. Dabei erwarb er sich in solchem Grade die Achtung seiner heidnischen Unterthanen, daß diese keine Gelegenheit versäumten, ihm nach ihrer Weise ein Fest zu feiern und durch tolle Tänze und Jubelgeschrei Gottes Segen auf seine Regierung

Radscha Brooke's Residenz in Sarawak.

herabzurufen (s. Abb.). Doch ließen manche auch inmitten dieser Aufregung sich belehren, daß sie von solch eitlem Dienst sich zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit bekehren müssen.

Brooke selbst trieb zwar nicht das Werk eines Dieners des Evangeliums, aber es war sein ernstes Verlangen, solchen den Weg zu bahnen durch Herstellung geordneter Zustände. Auf seine Bitte langten die ersten Missionare Mac Dougall und Wright 1848 in Sarawak an und schlugen ihre Wohnung vorerst im Gerichtshof auf, bis sich auf einem nahen Hügel das Missionshaus mit seinem tiefen Dach und einer breiten Veranda inmitten eines schönen Gartens erhob (S. 39). Nicht weit davon wurde der Grund zu einer Kirche

Fest auf Borneo.

gelegt, die 1851 der Bischof von Kalkutta einweihte. Mac Dougall lockte durch seine medicinischen Kenntnisse bald Leute herbei, gründete Schulen und sammelte Waisen, deren Unterhalt Brooke freigebig bestritt. Die Zahl der Missionare mehrte sich, und 1852 hatten schon vier derselben die ersten Schwierigkeiten verschiedener Sprachen der Stämme überwunden, unter denen sie sich niederließen. Um diese Zeit gieng die Sarawak-Mission aus den Händen eines kleinen Missionsvereins in diejenigen der Ausbreitungsgesellschaft über, und 1855 wurde Mac Dougall zum Bischof über die neuen Gemeinden erhoben. Natürlich hatten er und die Missionare, welche ihm gefolgt waren, auch alle Wechsel mitzumachen, durch welche sich

das neue englische Königthum durcharbeiten mußte, z. B. einen chinesischen und dann einen muhammedanischen Aufstand, wobei jedesmal wenigstens ein Theil der Missionserfolge wieder zerstört wurde; trotzdem gieng aber doch das Werk im Segen fort. Als Mac Dougall sich 1868, durch seine Gesundheit genöthigt, in England zur Ruhe setzte, wurde der tüchtige Missionar Chambers sein Nachfolger als Bischof. Neun Geistliche der Ausbreitungsgesellschaft arbeiten unter seiner Leitung nun eifrig an der religiösen und sittlichen Hebung der Bevölkerung von Sawarak, wenn auch nicht ganz in der evan-

Missionshaus in Sarawak.

gelisch einfachen Weise, die wir für die nachhaltigst wirksame halten. Im Ganzen hatten sie 1878 etwa 1600 Bekehrte gesammelt.

Radscha Brooke durfte, ehe er 1868 die Augen schloß, mehr und schönere Früchte seines Pionierdienstes sehen, als er je gehofft hatte. Einer der dunkelsten Schlupfwinkel der Unwissenheit, Grausamkeit und Verwüstung, wo Seeräuberei, Mord, Brand und Jagd auf Menschenköpfe (S. 40) am offenen Tag einherstolzirten, war eine Stätte des Friedens geworden, an deren Gestaden der Kauffahrer so sicher war, wie an denen Englands, und wo zu Lande ein Unbewaffneter ohne jede Hinderung und Gefahr umherstreifen konnte. Die wunderlichsten Sitten weichen allmählich vor dem Einfluß christlichen Unterrichts. Waren früher die Dajak-Mädchen am Oberleib von einer

Reihe metallener Ringe eingeschnürt und ihre Arme und Füße mit ähnlichen Banden beladen (S. 41), so lernen sie jetzt sich sittsam kleiden und die Seele mit Kenntnissen füllen, an denen sie nicht schwer tragen und mit welchen sich fröhlich leiden und sterben läßt. Die Hauptstadt Sarawak (auch Katsching genannt) aber war achtmal so groß, als Brooke sie gefunden hatte, und bestand statt aus Hütten aus freundlichen Häusern. — Seit 1877 hat ein Baron Overbeck im

Saribas-Krieger.

Dienst einer britischen Handelsgesellschaft vom Norden Borneo's Besitz genommen und die Abtretung großer Strecken von den Sultanen in Brunei und Sulu erwirkt. So scheint es, daß Radscha Brooke's Vorgehen noch immer zur Nacheiferung lockt.

5. Celebes.

Wem von uns wäre nicht von der Karte her die östlich von Borneo gelegene, gebirgige Insel Celebes mit ihren langen, dünnen,

spinnenartigen Gliedern bekannt? Einem doppelten Hufeisen gleich, reckt sie 4 große Halbinseln aus, von denen die beiden östlichen nur wenig bekannt sind; die auf kaum 1 Million (851,000?) geschätzte Bevölkerung des 3400 Quadratmeilen großen Landes ist hauptsächlich auf der südwestlichen und nördlichen Halbinsel koncentrirt. Die erstere wird von zwei den Battas und Dajaken verwandten Stämmen — den Makassaren und Bugis — bewohnt, welche beide durch ihre Geisteskräfte und Kenntnisse vielen andern malaiischen Völkern

Dajak-Mädchen.

weit überlegen sind. Besonders zeichnen sich die Bugis im Handel aus, den sie auf allen dortigen Gewässern theils auf eigene Rechnung, theils als Frachtschiffer betreiben. Sie nahmen seit Anfang des 17. Jahrhunderts den Islam an, zu dessen Ausbreitung sie viel beigetragen haben, da sie, ähnlich wie die Malaien, sich durch den ganzen Archipel verbreitet und auf allen wichtigeren Inseln Ansiedlungen gegründet haben. Auch unter den Makassaren ist jetzt der Islam eingebürgert. Das einst mächtige Reich von Makassar ist sehr gesunken, seit es sich im Jahr 1669 der holländischen Macht unter-

werfen mußte. Missionsversuche sind hier bis jetzt nur vorübergehend und unter mancherlei Druck von Seiten der holländischen Regierung gemacht worden. — Noch näher als Buginesen und Makassaren sind den Battas und Dajaken die Alifuren verwandt, welche das Innere von Celebes und die nördliche Halbinsel bewohnen. Wie die Dajaken tragen auch sie als einzige Kleidung eine Schürze von Baumbast oder Kattun um die Lenden; wie jene bauen sie ihre Wohnungen auf Pfosten, hängen sie die Köpfe erschlagener Feinde als Siegeszeichen an ihren Häusern auf und kennen sie keine andere Religion, als die Furcht oder Verwahrung vor Geistern, denen neben den Priestern, den Bliangs auf Borneo ähnlich, auch Priesterinnen dienen. Das Amt des Priesters oder Walians ist es, die Hilfe der Schutzgeister anzurufen und den Zorn der Dämonen abzuwenden, indem er ihnen Opfer darbringt. Ein Opferplatz wird meist im Walde bereitet, indem man einen Fleck unter mächtigen Bäumen von Gesträuch und hohem Gras befreit und eine leichte Hütte aufschlägt. Unter diesem Dach sitzt der Walian, kocht Reis und rupft ein Huhn, während er sich ab und zu mit einem Trunk Palmwein (Sagower) aus dem nebenanstehenden Bambusrohre stärkt. Ein kleines Gestell von Bambusstäben, dessen vier Ecken mit Palmbüscheln verziert sind, dient als Opferaltar. Kleine Proben der Speise werden darauf niedergelegt, und an der Guirlande, welche vom hohen Baum an den Altar reicht, sollen die Götter herniedersteigen, um ihr Labsal zu empfangen. Die im Umkreis gelegten Steine sind gleichfalls heilig, wie die Bäume und der ganze Opferplatz (S. 43).

Sanfter als an manchen andern Orten zeigten sich gleich bei den ersten Berührungen mit den Europäern die Alifuren im äußersten Theil der nördlichen Halbinsel. Freundlich, gefällig, hilfreich und gastfrei erschien da der Alifure, aber alle diese guten Seiten verschwanden unter dem Schmutz der Unsittlichkeit, mit dem auch äußerer Schmutz Hand in Hand gieng. Ehescheidungen waren an der Tagesordnung, und Vielweiberei galt als ein Beweis von Reichthum. Trägheit und Unlust zur Arbeit stellte sich jenem Schaden des Volkslebens an die Seite. Herrlich ist aber die tropische Natur dieses etwa ein Viertel von dem Flächenraum Württembergs einnehmenden Ländchens. Bis ans Meer drängen sich die dicht bewaldeten Berge, die immer mehr sich mit reichen Kaffee- und Kakao-Gärten bedecken, während frische Reisfelder die von klaren Bächen durchströmten Thäler füllen. Von fern schauen blaue Gipfel herüber, deren einige stets

Opferplatz der Alfuren.

durch kräuselnde Rauchsäulen ihre vulkanische Thätigkeit verkünden, während sich zu ihren Füßen Hochebenen mit lachenden Feldern und Pflanzungen ausdehnen. Minahasa (Bundesgenossenschaft) heißt dieses Hochland von Menado von alten Zeiten her, weil seine Bewohner sich frühe zusammenthaten, um ihren Feinden erfolgreich Trotz bieten zu können. Dadurch gelang es ihnen auch, lange Zeit ihre Unabhängigkeit zu bewahren, während das übrige Celebes zahlreichen kleinen Despoten anheimfiel. So gut wie die letzteren freilich mußte sich auch die Bundesgenossenschaft fügen, als die Europäer in jenen Gewässern ihre Macht entfalteten. Doch blieb die Herrschaft derselben lange auf einige Küstenplätze beschränkt und bestand zum guten Theil nur dem Namen nach. Erst in neuerer Zeit haben die Holländer, welche ums Jahr 1640 die Spanier aus der Minahasa verdrängt hatten, ihre Macht dort wirksamer ausgedehnt und eine ihrer schönsten Kolonialbesitzungen geschaffen. — Die Spuren der katholischen Spanier waren bald verschwunden. Die Alifuren, die sich von den Mönchen äußerlich in den Schoß der katholischen Kirche hatten aufnehmen lassen, wechselten in ebenso äußerlicher Weise ihren neuen reformirten Beherrschern zu Liebe ihren Glauben, wenn man von solchem überhaupt reden darf bei Leuten, die mit den christlichen Namen und Formen noch ihre früheren abergläubischen Vorstellungen verknüpften und deren sittlicher Zustand sich kaum über den der Heiden erhob. Aber nur an den größeren Küstenplätzen und in einigen Binnenstädten gab es überhaupt Christen.

Hätte die holländische Regierung gleich Anfangs für eine ausreichende Zahl von Predigern gesorgt, so hätte das Evangelium allmählich doch wenigstens die Masse der Namenchristen durchsäuert. Allein dieser Prediger waren so wenige, daß sie oft kaum in mehreren Jahren einmal alle ihre Gemeinden besuchen konnten. Dann wurden die inzwischen geborenen Kinder und diejenigen Erwachsenen, welche aus den Heiden übertreten wollten, getauft, die Ehepaare, welche sich dazu meldeten, eingesegnet und das h. Abendmahl gefeiert. Christliche Schullehrer sollten zwar Sonntags mit Vorlesung einer malaiischen Predigt Gottesdienst halten, allein sie selbst waren oft Leute von sehr zweifelhaftem Werth, und so ist es nicht zu verwundern, wenn diese sogenannten Christen nahezu auf der Stufe des Heidenthums blieben. Oft wurden sie noch schlimmer als die Heiden durch den Hochmuth, indem sie sich durch ihre Religion den herrschenden Holländern gleich wähnten und sich manches herausnahmen, was sie

Eingeborner von Menado.

früher nicht gewagt hätten. Im vorigen Jahrhundert wurden selbst die spärlichen Besuche der Prediger immer seltener; zuletzt hörten sie ganz auf. Volle 28 Jahre waren seit der Anwesenheit eines solchen in der Minahasa verstrichen, als im J. 1817 der treue Kam wieder einen Besuch dort machte und nun seine Heroldsstimme erhob, um Arbeiter in den verlassenen Weinberg zu rufen.

Jetzt trat die niederländische Missionsgesellschaft in den Riß. Ihre zwei ersten Sendboten starben nach wenigen Jahren, und abermals entstand eine Pause, während deren der inzwischen als Prediger der holländischen und malaiischen Gemeinde in der Hauptstadt Menado angestellte Miss. Hellendoore auch die übrige Minahasa nach Kräften mit der Predigt des Evangeliums zu bedienen suchte. Da endlich landeten im Juni 1831 die von Vater Jänicke in Berlin und zuletzt noch in Rotterdam herangebildeten Brüder Riedel und Schwarz. Während einer fast halbjährigen unfreiwilligen Wartezeit auf Gelegenheit zur Weiterfahrt hatte Riedel auf Amboina bei dem wackern Kam in der Tochter eines früheren holländischen Residenten eine treue Gattin gefunden. Wie alle im Lande gebornen Kinder war sie der holländischen Sprache weniger mächtig als der malaiischen. Dabei machte ihr sanftes Wesen, ihre christliche Erfahrung und ihr Eifer, dem Reiche Gottes zu dienen, sie zu einer trefflichen Missionsfrau. — Mit Freudenthränen hieß Hellendoore die neuen Mitarbeiter im Namen des Herrn willkommen. Für Riedel wurde das dichtbevölkerte Tondano ausgewählt, dessen Bewohner „die Wassermenschen“ (von ihren Pfahldörfern) seit Jahrhunderten für die widerspenstigsten unter den Minahasern galten, für Schwarz das noch höher gelegene Langowan, wo er unter den weit auseinander gelegenen Dorfschaften beständig hin und herzureisen hatte. Die Uebersiedlung dahin wurde jedoch noch um einige Monate verzögert, während deren die jungen Missionare unter Hellendoores Anleitung sich einige Kenntniß der alifurischen Sprache aneigneten.

Im Oktober zog Riedel endlich in Tondano ein, wo ihm vorläufig das Regierungsgebäude zur Verfügung gestellt war. Es war ein schwerer Anfang. Die Tondaner waren übel berüchtigt wegen ihrer Dieberei und Trunksucht, und in schamloser Unsittlichkeit standen sie hinter andern Alifuren nicht zurück. Wie der Ton der Reisstampfe an jedem Morgen, so ließ sich der wüste Lärm Betrunkener oder das laut gellende Geschrei junger Leute fast an jedem Abend vernehmen und störte die Andacht des kleinen Kreises im Missionshause.

Einige Ausländer, die sich unter der alifurischen Bevölkerung befanden, trugen keineswegs zur Hebung der Sittlichkeit bei. Und dabei wucherte der schrecklichste Aberglaube unter Christen wie unter Heiden. Aeußerlich kam man jedoch dem Missionar freundlich entgegen, denn Viele glaubten, wenn sie von ihm lernten, würden sie so ziemlich dasselbe wie Holländer. Von dem eigentlichen Wesen der Religion hatte Niemand eine Ahnung. Auch die Schule war in trauriger Lage. Der von der Regierung angestellte Schulmeister hatte keine Anstalten gemacht, das Alifurische zu lernen, und die Kinder waren nicht so weit gefördert, daß sie das Malaiische hätten verstehen können. Da griff denn Riedel kräftig ein, indem er den Unterricht theils selbst übernahm, theils dem Lehrer die Kenntnisse beizubringen suchte, die er den Kindern mittheilen sollte. Daß das Malaiische die Kirchen- und Schulsprache sein müsse, glaubte freilich auch Riedel, obgleich er sich die Erlernung der Volkssprache sehr angelegen sein ließ. Die alifurische Sprache zerfällt nämlich in verschiedene, auf kleine Gebiete beschränkte Dialekte; da wäre schwer zu entscheiden gewesen, welchem derselben zur einheitlichen Verkündigung des Evangeliums in der Minahasa der Vorzug gegeben werden sollte. Zudem hätte in diese Sprache die h. Schrift erst übersetzt werden müssen, im Malaiischen dagegen lagen Bibel, Gesangbuch und Schulbücher vor. Das waren freilich gewichtige Gründe. Dennoch aber kann man sich des Gedankens nicht erwehren, ob das Evangelium in der Minahasa nicht vielleicht noch tiefere Wurzeln geschlagen hätte, wenn damals Gott einen Mann mit dem Genie eines Luther ausgerüstet hätte, um die Bibel ins Alifurische zu übersetzen und damit eine die Dialekte beherrschende Schriftsprache für das Volk zu schaffen.

Die Liebe und das Zutrauen der Schulkinder war bald gewonnen, den Erwachsenen aber war schwer nahe zu kommen. Es galt heißes Ringen im Gebet und immer neue Versuche sinnreicher Liebe, durch Freundlichkeiten aller Art Anknüpfungspunkte zu finden. Dazu gehörte unter Anderem die Gründung einer kleinen Hausgemeinde durch Aufnahme von Kindern, die ganz in der Missionsfamilie erzogen und zu allen Arten von Arbeit angehalten wurden, dazu auch Einladungen zu Kuchen und Kaffee, aus denen erst nach und nach Erbauungsstunden wurden. Bereits begann die ausgestreute Saat zu keimen, als 1836 zwei neue Missionare für die Minahasa anlangten, beide auch aus Vater Jänickes Schule. Bei Riedels Ankunft hatte Tondano einer im harten Frost erstarrten Flur geglichen; jetzt waren wie vom

Frühlingswehen aller Orten liebliche Knospen und Blüten erweckt: ein neues Leben nach dem festen Winterschlaf. Wie aber erst unter der Glut des Sommers die edlen Früchte reifen, so war es auch Riedel aufbehalten, unter der Trübsalshitze seine Garben einzusammeln. Erst nachdem er 1841 die treffliche Gattin dem Herrn hingegeben und die Versorgung seiner fünf unmündigen Kinder hatte allein übernehmen müssen, begann seine ganze, volle Erntearbeit. Viel trug dazu der frohe Heimgang der vielgeliebten Missionsfrau bei, von dem ganz Tondano weinend sprach. Die Zahl der Taufbewerber mehrte sich jetzt so erstaunlich, daß es schon 1847 nur noch wenige Alifuren gab, die nicht den Wunsch hatten, Christen zu werden. Die Arbeit gieng weit über die Kräfte des Schnitters, obgleich dieser bereits vielfach unterstützt wurde von seiner Gemeinde. „Ich bin erstaunt und beschämt," schrieb er einmal, „über den Segen, den Gott auf meine geringe Wirksamkeit legt, wenn ich die gründliche Bibelkenntniß in meiner Gemeinde sehe und die mit Thränen abgelegten Bekenntnisse und das ernstliche Beten höre."

Eine viel längere Wartezeit noch als Riedel war dessen treuem Freunde Schwarz beschieden. Volle zwölf Jahre meinte dieser fast vergeblich gearbeitet zu haben, bis er sich endlich entschloß, seine besten Schulkinder mit Einwilligung der Eltern zu taufen. Nun erwachte im ganzen Distrikt von Langowan ein aufrichtiges Fragen und Suchen. Nachdem so in zwei Bezirken gleichsam die Schleusen aufgezogen waren und das Volk der Alifuren sich mit vollem Strome in die christliche Kirche ergoß, verbreiteten sich die Wellen dieser Bewegung allmählich über die ganze Minahasa. „Das Feld ist weiß zur Ernte," war der Eindruck, den jeder erhalten mußte, der mit einigem Verständniß durch das Land reiste, und es fehlte auch nicht an innigen Gebeten, daß der Herr der Ernte mehr Arbeiter senden möge. Diese kamen denn auch nach und nach, namentlich seit 1847 der Missionsinspektor van Rhyn die Minahasa besucht und die hohe Bedeutung dieses gesegnetsten Arbeitsfeldes des ganzen ostindischen Archipels den Missionsfreunden ans Herz gelegt hatte. Es waren Tage, die an die Zeiten der Apostel erinnerten.

Tondano ist jetzt nicht mehr wie Vater Riedel es traf, ein wirrer Haufe von langen, hölzernen Burgen, in denen je ein Schwarm von Menschen in allem Schmutze lebt. Eine halbe Meile lang ziehen sich schnurgerade Straßen hin, in denen, von Rosenhecken umzäunt, sich Garten an Garten reiht. In jedem dieser Gärten steht unter schattigen

Bäumen ein nettes Familienhaus auf mäßig hohen Pfählen mit Treppe und Veranda. Die Straße ist trocken und reinlich. Wie anders als ehemals der von hundert Schweinerüsseln durchwühlte Boden! Nur abseits von den Hauptstraßen finden sich noch Ueberreste der alten Zeit. Die Einwohner sind größtentheils gut und reinlich gekleidet. In der seit einigen Jahren eingerichteten Missionsdruckerei erscheint ein christliches Volksblatt, das sich schnell einen weiten Leserkreis gewonnen hat. Aus einem verkommenen Heidenort ist Tondano innerhalb weniger Jahrzehnte eine schmucke Christenstadt geworden.

Wieder sind die Zeiten andere geworden, seit der rastlos eifrige Schwarz, dem Tag und Nacht eines waren, 1859 geschieden ist, seit auch der kernhafte Sonderling Riedel, der wie kein anderer die Menschen durchschaute und ins Herz traf, von seiner Arbeit ruht (1860). Schon hat sich um den Kern lebendigen Christenthums in nicht geringem Maße die Schale des Gewohnheits- und Namenchristenthums angesetzt. Wo fänden wir dieß aber anders? Kecklich wird man noch immer sagen dürfen, daß Tondano gar viele europäische Christenstädte beschämt. Sonntags füllen sich die Straßen mit festlich gekleideten Schaaren, die unter dem Glockenklang zur Kirche gehen. Ein Drittheil der 1500 Kirchgänger etwa nimmt nach dem Schlusse des Gottesdienstes den Weg in den Betsaal, in dem noch ganz in derselben Weise wie in Vater Riedels Tagen, die Predigtwiederholung in alifurischer Sprache stattfindet. Abends versammelt sich nochmals der Kern der Gemeinde, mit dem der Missionar als Bruder unter Brüdern verkehrt; außerdem bestehen auch kleine Kreise Solcher fort, die Sonntags in ihren Häusern selbständig gemeinsame Erbauung aus Gottes Wort schöpfen. Andrerseits sieht man gerade an Sonntagen auch viel Weltsinn, Genußsucht und unchristliches Treiben. Je größer aber der Haufen der Spreu wird, desto deutlicher tritt auch das gute Korn hervor. Und so hat das Wort Gottes, gepredigt von einem treuen Jünger, in Tondano also dennoch in wenigen Jahrzehnten eine Umwandlung hervorgebracht, für die in Deutschland doppelt so viele Jahrhunderte nöthig waren.

Von 110,000 in der Minahasa lebenden Alifuren sind jetzt 80,000 Christen, darunter über 14,000 Kommunikanten. In mehr als 140 Gemeinden wirken 12 Missionare, 17 Hilfsprediger und 120 Lehrer. Zur Ausbildung der letzteren leitet Riedels Schwiegersohn Graafland ein treffliches Seminar in Tanawangko, während in Tomohon eine Evangelistenschule unter Wilken blüht. Verglichen mit der geistlichen Wüste, welche das von Natur herrliche Land bei

Riedels und Schwarzens Ankunft war, ist die Minahasa nun ein Garten Gottes, in dem aber freilich die Schlange nicht fehlt. Wachen, beten, arbeiten thut noch sehr noth, namentlich droht das religionslose Schulsystem der Regierung durch seinen kalten Odem die Pflanzung des Geistes zu verderben, und zur selbständigen Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse reicht die Opferwilligkeit der Gemeinde weit nicht hin.

II. Japan.

Wie der östliche Theil von Asiens Südküste, so ist auch die ganze Ostküste dieses Erdtheils von einem Inselkranz umspannt. Während jedoch der südliche Archipel gegen den Ocean hin einen einzigen weiten Halbkreis bildet, welcher die südchinesische See mit ihren zwei gewaltigen Centralinseln und unzähligen kleineren Eilanden umschließt, sehen wir im Osten drei engere Inselbögen guirlandenartig die Küste umschlingen und eben so viele besondere Meerestheile von dem sich endlos ausdehnenden großen Ocean abschneiden. Als die nördlichste dieser halbmondförmigen Inselreihen ziehen sich von der sibirischen Halbinsel Kamtschatka die Kurilen herab; als die südlichste streichen von der chinesischen Insel Formosa die Lutschu- oder Lieu-Kieu-Inseln hinauf; mitten inne aber liegt als ein asiatisches Großbritannien das Inselreich Japan, dem auch die Kurilen und Lieu-Kieu-Inseln theilweise einverleibt sind. Es umfaßt neben einer Menge kleinerer Eilande die vier Hauptinseln Jesso, Nipon, Sikok und Kiusiu. Die Nordinsel Jesso ist etwas größer als das Königreich Baiern; ihre Hauptstadt ist Matsmai, ihr besuchtester Hafenort Hakodate. — Die Centralinsel Nipon ist ungefähr halb so groß als Spanien. Ihre alte Residenz ist das unweit der Südküste gelegene heilige Kioto, dem die Hafenorte Hiogo-Kobe und Osaka vorgelagert sind; etwa 100 Stunden nordöstlicher dringt die herrliche Bucht von Jedo mit den Hafenstädten Simoda, Kanagawa-Jokohama und der neuen Hauptstadt Jedo-Tokio tief ins Land ein; an der Westküste liegt der Hafenort Niigata. — Sikok, die östlichere der beiden Südinseln, ist ungefähr so groß wie das Königreich Württemberg und hat bis jetzt keinen dem Verkehr mit dem Ausland geöffneten Hafen; Kiusiu, die westliche Südinsel, kommt dem früheren Kirchenstaat an Umfang

gleich und hat an der Westküste den Hafenort Nagasaki demüthigenden Angedenkens. — Hohe Gebirge verleihen diesen schönen Inseln einen unbeschreiblichen Reiz; frische Seewinde bringen ihnen im Sommer Kühlung; warme Aequatorialströmungen sorgen im Winter gleichsam für die Heizung, so daß in dem herrlichen Klima sowohl die Produkte der heißen, als die der gemäßigten Zone gedeihen. Gewaltige Vulkane sprühen hin und wieder aber auch Tod und Verderben aus, und schreckliche Erdbeben mahnen dann und wann an die Vergänglichkeit alles irdischen Besitzes.

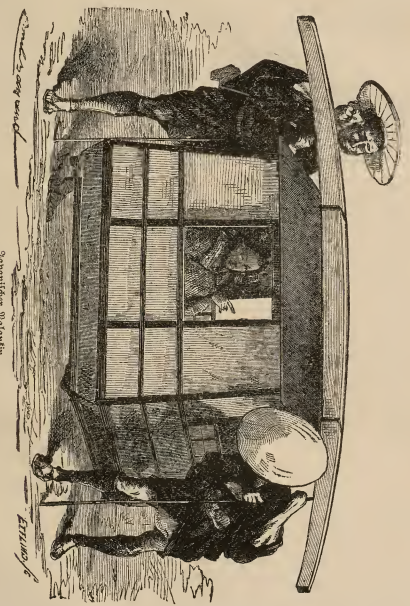
In diesem von Licht umflossenen Land des Sonnenaufgangs ist an der äußersten Ostgrenze der alten Welt ein Volk von 34½ Mill. Seelen herangewachsen, dessen Geschichte in die Tage eines Cyrus zurückreicht und dessen Entwicklungsgang Jahrtausende lang unbeeinflußt blieb von demjenigen aller übrigen Nationen, mit alleiniger Ausnahme der Chinesen und Koreaner. Die erste Kunde von ihm gelangte nach Europa durch den Venetianer Marco Polo, der am Ende des 13. Jahrhunderts sein berühmtes Werk über seine Reisen in Asien schrieb. Zwei Jahrhunderte später fanden der hl. Xavier und die Jesuiten dort Eingang und berichteten von glänzenden Erfolgen, die aber bald durch das Feuer der Verfolgung erstickt wurden. Nur einigen holländischen Kaufleuten war es von da an gestattet, auf einem winzigen Inselchen vor einem der südlichen Häfen ihre Faktoreien zu haben, aber man bewachte und mied sie wie wilde Thiere. Darauf beschränkte sich bis auf die neueste Zeit der ganze Verkehr Japans mit den Europäern. Nur dunkle Sagen drangen über das ferne Inselreich ins Abendland; Sagen von fruchtbaren, volkreichen Gestaden, von ungeheuren Städten, von festen Schlössern und stolzen Rittern, von riesigen Palästen und einem Hof, dessen Glanz selbst im zauberischen Orient kaum seines Gleichen habe, von einer beispiellosen Blüte in allerlei Künsten und Wissenschaften. Wie ein Märchen klang es darum zuerst, als man in unseren Tagen vernahm, die himmelhohen Mauern, durch welche die japanische Regierung ihre Unterthanen seit Jahrhunderten vor jedem fremden Einfluß zu verschließen gesucht hatte, seien wie über Nacht gefallen. Aber es war wirklich so. Die Leiter des Volks hatten erkannt, daß die Nationen des Westens Japan in vielem voraus seien, was menschliche Freiheit und menschliches Wohl betrifft, und es hatte sie ein brennendes Verlangen ergriffen, den Ursachen davon nachzuspüren, indem sie sich mit fremden Erfindungen und Staatseinrichtungen bekannt zu machen

suchten, um das Beste davon sich anzueignen. Für den Christen, der des Missionsbefehls seines Herrn eingedenk ist, läßt sich darum kaum ein herzbeweglicheres Schauspiel denken, als Japan es heute darbietet, und es muß sich ihm der heiße Wunsch aufdrängen, dieses empfängliche und strebsame Volk doch nicht blos durch Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen nebst minder ersprießlichem Zubehör abendländischer Civilisation bereichert, sondern es auch im Besitz der Einen Perle zu sehen, durch die es wahrhaft glücklich würde. Daß wir es mit einem glücklich ausgestatteten Menschenstamm zu thun haben, wird uns ein Blick in seine Lebensweise und Geschichte zeigen.

1. Blicke ins japanische Volksleben.

Niemand kann Japan besuchen, ohne sofort von einem gewissen Zauber ergriffen zu werden. Die romantischen Landschaften, das milde Klima, die reine, klare Luft, der unvergleichliche Blumenflor, die saftig grünen Haine und Hügel mit ihren wunderlichen Bauten, die käfigartigen Häuser, die von Menschen gezogenen Wägelchen (Dschinrikschas) und von Menschen getragenen Sänften (Norimons oder Kangos), und mehr als alles Uebrige die zutrauliche, einnehmende Art, mit der einem die Leute entgegenkommen, — dieß und noch vieles andere vereinigt sich, den fremden Besucher zu fesseln. Alles lacht in Japan, der Himmel, die Gefilde, die Menschen. Nicht nur die hübschen Mädchen in den Theehäusern, auch die ärmsten Tagelöhner schwatzen und scherzen fortwährend. Munter schreiten die Träger des Palankins (S. 53), worauf der Reisende sammt seinem Gepäck lastet, mit ihrem Herrn über felsige Gebirge, auf rauhen Pfaden, oft durch wilde Ströme bis an den Gürtel im Wasser. Der Schweiß läuft ihnen über die Stirn, aber sie hören nicht auf zu plaudern und zu scherzen. Alle zehn Minuten pflegen sie mit einander im Tragen abzuwechseln, und doch gibt es trotz ihrer schmerzhaft gedrückten Schultern jedesmal dabei einen Wettstreit in höflichen und spaßhaften Anreden und Erwiderungen, so daß die mühsame Schlepperei unter beständigem Gelächter, Protestiren und Bekomplimentiren weitergeht. Selbst die japanischen Bettler suchen nicht etwa wie die unsrigen durch Thränen und jämmerliche Geberden das Mitleid zu erregen, sondern sie setzen allerlei Kunstgriffe in Bewegung, um ihren Zweck zu erreichen. Da siehst du z. B. ein altes Weib mit einem großen Käfig voll eingefangener Sperlinge daherkommen, die in einem halb komischen, halb klagenden Gesang die Leiden der kleinen

Gefangenen schildert und in ihrem Namen die Vorübergehenden bittet, sie loszukaufen und in Freiheit zu setzen. Aber auch durch allerlei Späße und komische Vermummungen suchen die japanischen Bettler den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. An Spielen für Kinder und Alte ist Japan reich, und Alles überläßt sich in Mußestunden solchen Belustigungen.



Japanischer Palankin.

Aber merkwürdige Sitten und Gebräuche sind's, die du auf jedem Schritt gewahrst: alles scheint dir wie verschworen, das gerade Gegentheil von dem zu thun, was du von zu Hause gewohnt bist. Die Kühe tragen ihre Schellen am Schwanz statt am Hals; die Pferde sind winterlich eingemummt und ihre Führer gehen fast nackt; die

Zugochsen tragen Strohschuhe und lassen die ausgetretenen unordentlich auf dem Wege liegen; die Pferde stehen mit dem Schwanz nach hinten gekehrt im Stall, und wenn sie herausgeführt werden, schwingt der Reiter sich statt von der linken von der rechten Seite hinauf; wenn Freunde einander begegnen, schüttelt jeder voll Zärtlichkeit seine eigene Hand; man schreibt von oben nach unten und nimmt seine Mahlzeiten knieend ein (S. 55); der Schneider näht von sich hinweg, der Zimmermann hobelt gegen sich her; die Zähne der Säge und die Ringe der Schraube laufen in umgekehrter Richtung von den unsern; die Schlösser der Thüren öffnen sich nach links, der Schmid setzt den Blasebalgen mit dem Fuß in Bewegung; der Werkmeister beginnt den Hausbau mit der Aufrichtung des Daches; zum Begießen des Gartens bedient man sich eines hölzernen Löffels, womit man das Wasser aus einem kleinen Eimer schöpft; der Vogel der Liebe ist nicht die Nachtigall, sondern die Krähe; das Lamm gilt für ein Sinnbild der Dummheit, eine Gans geheißen zu werden für ein Kompliment; sich selbst kunstgerecht den Bauch aufschlitzen zu dürfen, ist in manchen Fällen ein beneidetes Vorrecht des Adels.

Diese schreckliche, mit dem europäischen Duell verwandte Sitte des Harikari läßt uns bereits einen Blick thun auf den dunkeln Hintergrund des scheinbar so fröhlichen und harmlosen japanischen Volkslebens. Ein bis zur Krankhaftigkeit ausgebildeter Sinn für Ehre und Recht geht mit der ritterlichen Tapferkeit und feinen Sitte Hand in Hand, und die Folge davon ist, daß sehr oft ein an sich unbedeutender Streit damit endet, daß der Beleidigte sich durch Bauchaufschlitzen das Leben nimmt, worauf der Beleidiger sich verpflichtet fühlt, dasselbe zu thun. Aber auch als Sühne für begangenes Unrecht und als ehrenvoller Ausweg aus politischen oder andern Verwicklungen wird dieses muthig-feige Mittel gern benützt. Solch schwarzer Schatten aber gibts für den tieferen Beobachter in Japan noch manche, ja noch viel unheimlichere, und zwar gerade da, wo man sie am wenigsten vermuthet. So ist z. B. der aus China oder Indien kommende Reisende zuerst sehr angenehm überrascht durch die größere Freiheit und allgemeinere Achtung, welche die Frauen in Japan genießen als in jenen beiden Ländern. Waren unter den 123 Herrschern, welche dieses Inselreich aufzählt, doch 9 Frauen, und die glorreichste Zeit seiner Geschichte fällt gerade unter die Regierung seiner Kaiserinnen! Japanischen Dichterinnen hat die Sprache viel zu danken; auf Fächern und Theetassen wie auf massiveren Kunstwerken werden berühmte

Frauen gern verewigt, und einer jungfräulichen Priesterin ist die Bewahrung des Kronschatzes anvertraut. Im Grund jedoch behandelt

Eine japanische Familie beim Thee.

der Buddhismus die Frau auch hier mehr nur als ein unreines Ding denn als eine Seele, ja dem Mönche erscheint sie als die Ver-

körperung aller Elemente, die sich gegen sein Wachsthum in der Heiligung verschworen haben; eine Hoffnung der Seligkeit eröffnet sich für sie nur, wenn sie das Glück hat, einmal als Mann wiedergeboren zu werden. Und so viel Sittlichkeit und Anstand im öffentlichen Leben herrscht, so großes Verderben geht im Stillen im Schwange. Nichts Einnehmenderes läßt sich denken, als die Geduld, mit welcher die Eltern ihre Kinder durch Zureden und Vernunftgründe von ihren Unarten abzubringen suchen, indem sie sich aller Strafen enthalten, und der ehrerbietige Gehorsam, der ihnen schließlich dafür zu Theil wird. Für die Töchter aber ist dieses Urgesetz der Kindespflicht so übertrieben bindend, daß der Vater in Geldverlegenheiten sein tugendhaft und fein erzogenes Mädchen ans Joschiwara (ein gemeines Lusthaus) verkaufen kann und dieses sich ohne Murren einem Leben der Schande widmet, froh und dankbar, daß sie durch ihre Selbstaufopferung dem Vater aus seiner Noth geholfen hat! Tausende von Erzählungen, Romanen und Gemälden drehen sich um solche Töchter von edler Herkunft und herrlichen, wohl ausgebildeten Anlagen, die in vergoldetem Elend einem frühen Grab entgegen eilen, aber sich mit der Gewißheit trösten, durch ihren kindlichen Gehorsam alle Gerechtigkeit erfüllt zu haben. — Ferner besteht in Japan zwar die gesetzliche Einehe, aber der Mann, dem kein Erbe geboren wird, nimmt bald, und gar oft auf den Rath der Gattin, ein Nebenweib oder mehrere. Ueberdies darf er sich in sieben Fällen von der Frau scheiden, und der siebente Grund, welcher von den Meisten bei der Ehescheidung vorzugsweise genannt wird, lautet: „Wenn sie zu viel redet.“ Man muß auch zugestehen, daß es (namentlich alte) Weiber in gehöriger Anzahl giebt, welche das japanische Sprichwort rechtfertigen: „Die 3 Zoll lange Zunge kann einen 6 Fuß hohen Mann umbringen.“ Die Frau aber hat natürlich nicht das gleiche Recht, sich von einem geschwätzigen Manne zu trennen, und eine echte Japanerin wird doch immer bemüht sein, den gerühmten Vorbildern wahrer Weiblichkeit nachzustreben, welchen es gelungen ist, den eigenen Willen und sich selbst so zurückzudrängen, daß sie nur als der Schatten des Mannes erschienen. Häufig kam es sogar vor Alters namentlich in den höheren Ständen vor, daß die Gemahlin eines Mannes sich bei dessen Tode freiwillig das Leben nahm, um mit ihm begraben zu werden. Dieses dschunschi oder „Sterben mit dem Herrn“ wurde indessen auch von treuen Dienern geübt. Kehren wir jedoch aus dem vielgestaltigen Uebergangszustand, in dem sich uns Japan heute dar-

stellt, ein wenig zu den vergangenen Tagen zurück, welche den Schlüssel zu dem räthselvollen Neben- und Durcheinander der Gegenwart enthalten.

Zwar sind die Anfänge der japanischen Geschichte und insbesondere die Abstammung des Volkes in tiefes Dunkel gehüllt, doch pflegt man für die Ureinwohner dieses Inselreichs die ihrer Sprache nach den Eskimos verwandten, rohen, unreinlichen, aber gutmüthigen Ainos zu halten, die später vermuthlich von chinesischen und malaiischen Einwanderern theils verdrängt, theils civilisirt und durch Zwischenheirathen zu einem neuen Volke verschmolzen wurden. Fast unberührt von japanischer Kultur leben von diesen Ainos etwa noch 30,000 auf der Nordinsel Jesso. Ihre Religion besteht im sogen. Kami- oder Geisterdienst. Sie scheinen weder Priester noch Tempel zu haben, dagegen halten sie einige Feiertage zur Erinnerung an gewisse Ereignisse der Vorzeit; auch beten sie den Geist eines japanischen Helden an, der im 12. Jahrhundert unter ihnen gelebt haben soll. Die äußern Zeichen ihrer Religion sind dünne Holzstäbe, an denen sie derart schaben und schnitzen, daß zuletzt nur noch eine zarte Gerte übrig bleibt, die aber auf allen Seiten von lockenförmig aufgerollten Spänen und Schnitzeln umgeben ist. An gewissen heiligen Oertern (S. 58) werden mehrere dieser Späne in den Boden gesteckt; ihre Hauptverwendung finden sie jedoch zur Abwendung von Gefahren, z. B. an Bergabhängen, Flußübergängen und Engpässen. Sonst vergöttern die Ainos das Meer, welches ihnen ihre tägliche Nahrung gibt, Berge, Wälder, Thäler und andere Naturgegenstände, die sie aber alle für vernünftige Wesen halten. Beim Gebet erheben sie die Hände und bringen den Geistern oder den eben genannten Gegenständen ihrer Verehrung einfache Gesänge dar, wie z. B.: „Der See, die uns nährt, dem Walde, der uns schützt, bringen wir unsern Dank. See und Wald sind zwei Mütter, die eines und dasselbe Kind ernähren; seid nicht böse, wenn wir die eine verlassen um zur andern zu gehen.“ Dieß geschieht besonders beim Schluß der Jagdzeit oder zur Zeit des Fischfangs.

Einige Reisende wollen in den Dörfern der Ainos auch die unzüchtigen Darstellungen gesehen haben, welche dem indischen Linga-Dienst eigen sind. Unwahrscheinlich ist dieß nicht, denn dieselben Bilder und Symbole finden sich in ganz Japan, und es wäre leicht möglich, daß die jetzigen Japaner sie von den Ainos überkommen haben. In Holz und Stein, gehauen und geschnitzt, konnte man der-

gleichen noch im Jahr 1874 an verschiedenen Orten, ja in der Hauptstadt selbst sehen. In früheren Zeiten waren alle Porcellanläden, Spielwaarenhandlungen und gewöhnliche Buden voll davon und bei jeder Gelegenheit, namentlich am Neujahrstag und bei Processionen, traten diese Spuren einer völlig ins Fleisch versunkenen Religion zu Tage. Im Jahr 1872 wurde zwar durch einen Regierungserlaß verboten, diese unzüchtigen Bilder öffentlich auszustellen, wie auch zugleich sittenlose Bücher, Bilder und Statuen, die aus Paris und

Opferplatz der Ainos.

London eingeschleppt zu werden pflegten, verpönt wurden, aber im Verborgenen spielt diese niedrigste aller heidnischen Religionsformen noch immer eine Rolle. Die ganze Mythologie, auf welcher die japanische Urreligion des Geisterdienstes ruht, ist sittenlos, und in Folge davon natürlich auch die volksthümliche Literatur und Kunst, ja das gesammte Volksleben. Zwei höchste Geister, ein männlicher und ein weiblicher, von Sonne und Mond entsprossen, sind nach dieser Mythologie Stifter der japanischen Dynastie, und alle übrigen Gottheiten sind weiter nichts als ins Ungeheuerliche vergrößerte japanische Helden,

Eroberer und Regenten, denn „Dai Nipon“ ist das Weltall; von andern Ländern oder Erdtheilen weiß die japanische Götterlehre und Schöpfungsgeschichte nichts. Den japanischen Kaiser als Abkömmling und Vertreter der Götter anzusehen und zu verehren, ist der eigentliche Kern der alten Volksreligion, die von den Chinesen mit dem Namen Schinto bezeichnet wird, woraus man im Abendland Schintoismus gemacht hat.

Die einzigen Symbole, welche bei demselben gebraucht werden, sind der Spiegel als das Sinnbild der Reinheit und das sogen. Gohei, welches aus gezackten weißen Papierstreifen besteht, die von einer hölzernen Gerte herabhängen. Der Schintoismus hat keine Sittenlehre, ja genau genommen nicht einmal eine Glaubenslehre. Der leitende Grundsatz für die Frommen besteht darin, daß sie die berühmten Thaten ihrer Vorfahren nachahmen, vor jeder Art von Unreinlichkeit zurückscheuen und namentlich bei der Berührung mit Tod und Geburt allerlei Reinigungsceremonien beobachten. Gebete werden von Männern und Frauen dargebracht. Gewöhnlich werden dabei die Hände zweimal zusammengeschlagen, der Kopf oder die Kniee gebeugt, die Gebete selbst aber leise verrichtet, weil nicht für menschliche Ohren bestimmt. Die Opfer, welche mit großer Feierlichkeit von den Priestern den Göttern dargebracht wurden, bestanden meist aus Fischen, Wild, Gemüsen und Früchten. Mit Anbruch der Nacht wurden sie wieder weggenommen und gehörten von da an dem Priester. Die Tempel waren eigentlich nur mit Stroh oder Gras gedeckte Hütten; keine Farbe, Vergoldung oder sonstige Verzierung durfte das heilige Gebäude entweihen. Die Errichtung der ersten Heiligthümer wird dem Kaiser Sudschin zugeschrieben, welcher im ersten Jahrhundert v. Chr. regiert haben soll; bis dahin hatte man alle heiligen Handlungen unter freiem Himmel vorgenommen. Jetzt sind die Schinto-Tempel meist aus Holz erbaut und die über die Wände hervorstehenden Dächer mit Ziegeln gedeckt; die Säulen, welche den Oberbau tragen, sind mit dem berühmten japanesischen Lack bemalt. In der Nähe des Haupttempels befinden sich auf den Spitzen der umgebenden Hügel inmitten von Baumgruppen und Pavillons kleinere Tempel (S. 60), zu denen steinerne Treppen hinaufführen. Die Schintopriester, deren Titel kanuschi „Schreinhüter“ bedeutet, sind in verschiedene Rangstufen abgetheilt; die höchsten werden aus dem Hofadel genommen. An ihrer Spitze steht der Minister der geistlichen Angelegenheiten. Alle aber sind im strengsten Sinne des

Worts Regierungsbeamte. Für gewöhnlich kleiden sie sich nach der allgemeinen Landestracht; nur beim Gottesdienst haben sie weiße Gewänder und bei Hofe die Hofkleidung. Sie heirathen und tragen ihr Haupt unrasirt. Ihr Amt ist nicht erblich; in mehreren Tempeln sind auch jungfräuliche Priesterinnen angestellt.

Unverkennbar ist der Schintoismus weniger eine Religion, als eine politische Einrichtung zur Stütze des Kaiserthums, und es läßt sich ja leicht denken, wie man dazu kam. Die Ainos, wie alle

rohen Völker, waren geneigt, die höher begabten siegreichen Einwanderer als himmlische Wesen zu verehren, und diese waren gescheid genug, sich das zu Nutzen zu machen. So wurde in der neuen Staatsverfassung von Anfang an Religion und Regierung vermischt, von den unterworfenen Stämmen manche Sagen und Gebräuche angenommen, mit den eigenen Ueberlieferungen verschmolzen und später durch chinesische Mythologie und Philosophie theils bereichert, theils begründet. So viel ist klar, daß diese sogenannte Religion wohl geeignet war, die Einheit des japanischen Reichs und die Ehrfurcht vor

seinem Kaiser zu befördern; dem Menschengeist aber, der einmal zum Durst nach Wahrheit und zur Sehnsucht nach Frieden erwacht ist vermochte sie nichts zu bieten. Kein Wunder daher, daß die erst beste Religion, welche in Japan mit dem Versprechen auftrat, jene innersten Bedürfnisse zu befriedigen, in kürzester Zeit zahlreiche Anhänger fand.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung fing ein lebhafter Verkehr zwischen Japan und China an. So wurden die Japaner früh mit den Lehren des chinesischen Weltweisen und Sittenlehrers Konfucius bekannt, die noch heute ihre Gesetzgebung, ihre sittlichen und politischen Anschauungen, ja ihr ganzes Leben beeinflussen. Im sechsten Jahrhundert fand sodann der Buddhismus von der Halbinsel Korea aus, die überhaupt das Verbindungsglied zwischen dem asiatischen Festland und dem japanischen Inselreich bildet, seinen Weg nach Japan. Seine ersten Missionare daselbst waren Aerzte, Wahrsager, Astronomen und Mathematiker, deren im J. 552 eine ganze Schaar eintraf und buddhistische Bücher, Bilder, Rosenkränze, Altargeräthe und Meßgewänder als Geschenke an den kaiserlichen Hof mitbrachte, wo alle diese neuen Dinge sorgfältig aufbewahrt wurden.

Wenn irgend ein Land für die Einführung des Buddhismus gleichsam vorherbestimmt war, so kann man dieß von Japan sagen, denn wenn das Herz des alten Japaners, wie jedes Menschenherz, sich nach Wahrheit sehnte und vor allem nach einer deutlichen Antwort auf die drei großen Fragen: woher? wohin? und warum? so mußte ihm alles willkommen sein, was klarer, bestimmter, inhaltreicher war als die alte Nationalreligion. Der Buddhismus rührte das Herz, entflammte die Phantasie, befruchtete den Verstand, brachte eine erhabene Sittenlehre, zeigte einen Weg zur Erlösung, imponirte den Unwissenden und schreckte die Ungläubigen. Der energische Europäer, dem Selbstbewußtsein und rastlose Thätigkeit die höchsten Güter sind, kann freilich nicht begreifen, wie der Buddhismus mit seiner Lehre von dem Verlöschen des persönlichen Daseins auch nur Eine, geschweige denn Millionen vernünftiger Menschenseelen anziehen konnte. Aber der Asiate denkt und fühlt anders. In einem Lande, wo die große Masse der Bevölkerung, durch Armut gedrückt, das Leben als eine Last empfindet, wo unter allen Regierungsbeamten der Steuereinnehmer die erste Rolle spielt, wo Erdbeben und Orkane so häufige und schreckliche Verheerungen anrichten und wo die meisten

Naturkräfte als übelwollende Geister gefürchtet werden, war die Aussicht hochwillkommen, als Lohn eines tugendhaften Lebens nicht Unsterblichkeit, sondern Befreiung vom Dasein zu erlangen. Forschende Köpfe, dürstende Herzen, einfältige Seelen, geängstete Gewissen, aber auch träge Geister, hochstrebende Tugendhelden, sowie gemeine Naturen — sie alle konnten hier etwas finden, was ihnen paßte.

Einige Höflinge fiengen an die neuen Bücher zu studiren und im J. 584 erklärten mehrere von ihnen sich für bekehrt zum Buddhismus. Eine furchtbare Seuche, die ein Jahr darauf ausbrach, wurde von den Gegnern der fremden Religion natürlich dem Zorn der alten Götter zugeschrieben; es folgten heftige Auftritte und einige der bereits errichteten Buddhatempel wurden zerstört. Aber es half nichts. Bald wurden sogar im kaiserlichen Palast buddhistische Gottesdienste gehalten; neue Missionare wurden eingeladen und schon im J. 621 zwei Bonzen als eine Art Papst und Vicepapst von Amtswegen anerkannt. Im J. 765 wurde ein buddhistischer Priester Staatsminister; das Meisterstück priesterlicher Klugheit aber gelang am Anfang des 9. Jahrhunderts dem gelehrten Kobo, indem er eine Art Versöhnung zwischen dem alten Nationalglauben und dem fremdländischen Buddhismus zu Stande brachte, durch welche er auch den besten Patrioten die neue Art von Frömmigkeit annehmbar machte. Dieser durch seine Kenntniß des Pali, Sanskrit und Chinesischen nicht minder als durch seine Frömmigkeit berühmte Mann stellte nämlich die Lehre auf, daß die Schinto-Gottheiten nichts anderes seien, als Erscheinungen Buddhas im japanischen Gewande und auf japanischem Boden. Damit war der Sieg des Buddhismus entschieden, obschon noch Jahrhunderte vergiengen bis er im ganzen Lande auch nur bekannt wurde.

Das Erste und Auffallendste, wodurch die neue Religion sich äußerlich zu erkennen gab, war die Errichtung von Tempeln, Pagoden, Götzen, kleinen Schreinen und Klöstern, ferner die Einführung von Leichenverbrennung und die Abschaffung des Thierschlachtens und Fleischessens. Der Mittelpunkt des religiösen Lebens wurde nun Kioto. Dort erhoben sich die prächtigsten Tempel und die reichsten Klöster, dorthin wallfahrteten beständig Priester und Laien (S. 63) aus dem ganzen Lande, um dann frömmer und heiliger ein jeder an seinen Ort zurückzukehren. Aber auch in andern Städten erstanden herrliche Pagoden und geräumige Klöster, und auf allen Hügeln und schönen Aussichtspunkten kleine Götzenschreine oder das

Japanischer Pilger.

kolossale Standbild irgend eines Heiligen. Unter diesen letzteren ist keiner so allgemein gefeiert wie Dschesō-Sama, der Thürhüter auf dem Wege zum Himmel sowohl als zur Hölle. Gewöhnlich

Dschesso-Sama.

wird derselbe in tiefer Andacht dasitzend dargestellt, den rechten Fuß auf ein blumenförmiges Gestell stützend und an der Stirn noch einen kleinen Auswuchs tragend, den er sich der Sage nach durch sein häufiges Niederfallen beim Gebet zugezogen hat. Ein kreisförmiger Schmuck um sein Haupt soll wohl ein Heiligenschein sein, wie er auf buddhistischen Gemälden üblich war, längst ehe er in den Gebrauch der „christlichen Kunst" übergieng (S. 64).

So lange der Buddhismus in Japan noch unterdrückt war, hielten seine Anhänger treulich zusammen; in der Zeit seiner Herrschaft und Blüte aber spaltete er sich in eine Unzahl von Parteien. Viele Priester und Gelehrte reisten nach Korea und China, gewannen dort neue Anschauungen und gründeten, nach Japan zurückgekehrt, eigene Schulen oder Sekten. Unter diesen, sowie unter den verschiedenen Mönchsorden gab es manche, die den entsprechenden Anstalten im katholischen Europa aufs Haar gleichsahen. Wie hier, so gab es nun in Japan Bettelmönche, Ablaßverkäufer u. s. w. Bald wurden die Klöster Zufluchtsstätten für Verfolgte, Heimatlose und andre Unglückliche. In ihnen fand der flüchtige Krieger, der bankrotte Kaufmann, der vom Bluträcher Gejagte den sichersten Schutz. Oft kam es vor, daß müde Kriegshelden, abgedankte Minister, ja sogar noch junge Kaiser sich in ein Kloster zurückzogen, um hier den Rest ihrer Tage in Andacht und frommen Uebungen zuzubringen (S. 66). Nicht selten faßte ein reuiger Verbrecher oder ein Soldat Angesichts seines blutigen Opfers den Entschluß, in ein Kloster zu gehen; in der Regel jedoch rekrutirte sich die Armee der Bonzen aus Waisenkindern, frommen Knaben und jüngern Söhnen allzu kinderreicher Häuser. — Auch den weiblichen Orden fehlte es nicht an reichlichem Zuzug. Unglückliche Liebe, Lebensüberdruß, Witwenschaft lieferten gar manche Nonne. Aber auch politische Gründe, Furcht vor einer aufgenöthigten Heirath oder innerer Trieb führten mehr als Eine vornehme Dame in die Nonnenklöster. Die Mehrzahl jedoch kam aus Bequemlichkeit und Scheu vor den Pflichten des gewöhnlichen Lebens. Mönch und Nonne spielen daher, wie bei uns, so auch in japanischen Romanen, Schauspielen, Gedichten und Bilderbüchern eine bedeutende Rolle.

Fasten, Nachtwachen, Andacht und Gebet mit Hilfe von Rosenkränzen, Kerzen, Glocken und Formularen waren den Klosterbewohnern vorgeschrieben. Häufig wurden Wallfahrten oder auch Bettelreisen unternommen, um Geld zu sammeln für einen neuen Tempel oder Gegenstand des Gottesdienstes. Noch heute zählen diese Denkmäler

frommen Eifers und heiligen Müßigangs nach Tausenden. Oft übrigens waren Mönche und Nonnen selbst die Bauleute und Künstler.

Ein buddhistischer Priester mit seinen zwei Aufwärtern.

Das bekannteste Kunstwerk dieser Art ist der große kupferne Buddha von Kamakura und das noch kolossalere Buddhabild in Nara, einer

alten heiligen Stadt unweit Kioto. Das Metall, aus dem diese Statue gegossen ist, soll aus 500 Pfund Gold, 1,954 Pfund Quecksilber, 16,827 Pfund Zinn und 986,080 Pfund Kupfer zusammengeschmolzen sein. Ebenso berühmt sind die herrlichen Tempelglocken von Kioto mit ihren weichen, melodischen Klängen, bei welchen jedem rechten Japaner das Herz warm wird. Viele Priester und Mönche waren auch tüchtige Lehrer, Rathgeber, Notare, Aerzte und Gelehrte, denen Japan in Wissenschaft und Kunst viel zu danken hat. Wie manchen Strom haben sie nicht überbrückt, wie manche Straße gebaut, wie manche Brunnen und Teiche gegraben, wie manche Obstgärten gepflanzt, wie manche Wasserleitung angelegt und wie manche Wildniß oder Berggegend erforscht!

Nur allzu oft haben sie sich aber auch in die Staatsangelegenheiten der Großen und sogar in deren Fehden gemischt. So wenig auch gerade die buddhistische Religion zu dem blutigen Handwerk von Rittern und Soldaten zu passen scheint, haben in Japan doch beide einen innigen Bund geschlossen. Die meisten japanischen Helden waren Buddhisten; jeder von ihnen hatte seinen eigenen Schutzheiligen, und wenn's in die Schlacht gieng, durfte das im Innern des Helms befestigte Buddhabild nicht fehlen. Oft bekriegten sich feindliche Sekten unter einander, so daß die Klöster in Festungen verwandelt wurden, oft nährten Priester und Mönche aber auch den im alten Japan wieder und wieder entbrennenden Bürgerkrieg, indem sie ihre Waffenvorräthe bald dieser, bald jener Partei zur Verfügung stellten, ja ganze Söldnerheere hielten, um überall einen Vortheil herauszuschlagen und sich zu bereichern. Wie es nicht anders sein konnte, verweltlichte dadurch die Priesterschaft mehr und mehr.

Furchtbar war die Rache, die sie treffen sollte. Voll Haß und Abscheu gegen die tief herabgekommene Klerisei und überzeugt, daß nur dann Friede im Lande werden könne, wenn zuerst ihre Macht gebrochen sei, beschloß im 16. Jahrhundert der berühmte Staatsmann und Heerführer Nobunaga einen vernichtenden Schlag gegen sie. Ein besonderer Gegenstand seines gerechten Zorns war das riesige Tempelgut in Hijeisan am Biwasee unweit Kioto, welches 13 Thäler, die herrlichsten Gärten und über 500 Tempel, Kapellen und Priesterwohnungen umfaßte. Hier lebten Tausende von Mönchen in Herrlichkeit und Freuden, verbotene Speise essend, Sake (Reisbranntwein) trinkend, mit feilen Dirnen schäkernd und im Vertrauen auf ihre Unantastbarkeit sich in alle Händel mischend. Vor diesem Sitz der Ueppigkeit nun

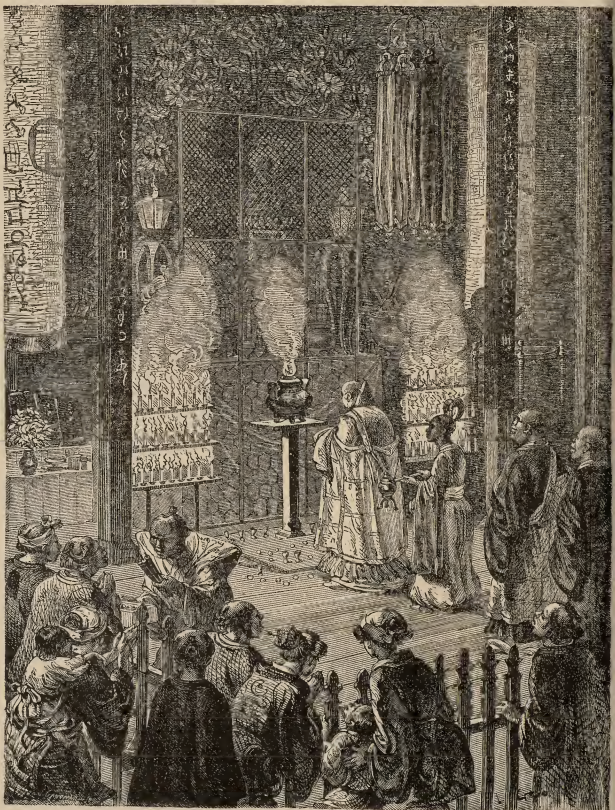
schlug Nobunaga im neunten Monat des Jahrs 1571 sein Lager auf und befahl seinen Generalen, ganz Hijeisan in Brand zu stecken. Sie protestirten gegen diesen gottlosen Befehl, Nobunaga aber hielt ihnen alle Schandthaten der vermeintlichen Heiligen vor, so daß sie nichts mehr sagen konnten, und schloß dann seine längere Rede mit dem nochmaligen Befehl: „Umzingelt ihre Wohnungen und verbrennet sie, lasset keine Seele leben!“ So geschah es: vom greisen Abt bis zum Säugling, vom gleißenden Priester bis zur üppigen Buhlerin wurde alles niedergemacht. Aehnlich wäre es auch in Osaka gegangen, wenn nicht der Kaiser selbst sich ins Mittel gelegt und die in ihrer Klosterveste belagerten Mönche zur Uebergabe bewogen hätte. Aber schon während der Belagerung waren Tausende gefallen. Seither gilt der große Feldherr bei den Buddhisten als ein eingefleischter Teufel, für den kein Fluch und keine Verwünschung schlecht genug ist. Merkwürdig, daß derselbe Mann ein Freund und Beschützer der Jesuiten war, welche um jene Zeit nahezu ganz Japan erobert hätten!

2. Japans erster Verkehr mit Europäern.

Es war im Jahr 1548, daß ein angesehener japanischer Jüngling sich nach Indien flüchtete, um einer Strafe zu entgehen, und bei dieser Gelegenheit in Kotschin und Goa mit der Jesuiten-Mission bekannt und sammt seinen Dienern getauft wurde. Kaufleute und Priester wetteiferten mit einander, den Einladungen des Flüchtlings, Paul Anger, in sein Vaterland zu folgen. Ein Schiff mit Waaren und reichen Geschenken war bald ausgerüstet, und auf diesem traten die Jesuiten Franz Xavier und Turriano 1549 die Reise nach Malaka an. Dort wurde eine chinesische Dschunke gemiethet, um nach dem fernen Ostreich zu fahren. Nicht der leiseste Widerstand wurde der Einführung der Handelswaaren oder der neuen Priester entgegengesetzt; man wußte damals noch nichts von dem System der Abschließung, das bald darauf aus Schuld der Portugiesen ins Leben trat. Voll Freude rühmte Franz, daß er hier endlich ein Volk gefunden habe, das es der Mühe werth sei, zu christianisiren — keine Kriecher und Schmeichler wie die Malabaren, die um des leiblichen Unterhaltes willen sich auch zur Noth bekehren lassen, sondern wißbegierige Leute voll Ehrgefühl, welche für die Wahrheit Opfer bringen, ja für sie sterben können. Er selbst blieb zwar nur zwei Jahre und durfte außer der Bekehrung der Verwandten und Freunde seines Paul keine nennenswerthen Erfolge sehen, doch wurde die Verkündigung

der neuen Lehre gestattet. Großes gelang seinen vom gleichen Geiste beseelten Nachfolgern; im Jahr 1581 zählte man bereits 200 Kirchen und 150,000 Katholiken, welche der Buddhistenfresser Nobunaga offen begünstigte. Entschlossen, den übermächtigen Einfluß der Bonzen auf jede Weise zu brechen, nahm er keinen Anstand, das katholische Gegengift zu empfehlen und den Christen die schönsten Plätze für ihre Kirchen und Wohnhäuser anzuweisen. Eine Gesandtschaft der bekehrten Fürsten erfreute 1585 den Papst Gregor XIII. und erhielt eine Audienz bei Philipp II., der auch über Portugal herrschte. Als sie zurückkehrte, zogen mit ihr 17 neue Jesuitenmissionare in Japan ein. Zugleich kamen spanische Bettelmönche aus den Philippinen, sowie Dominikaner und Augustiner. Alle predigten und machten Jünger, deren Zahl allmählich auf 600,000, ja nach einigen Angaben auf 2 Millionen stieg. Mehrere Prinzen, viele hohe Beamte, Edelleute und Heerführer, sowie der Admiral und viele Offiziere der kaiserlichen Flotte befanden sich unter den Christen. Damen aus vornehmen Familien verstärkten den Einfluß der Katholiken, und am Sitz der Regierung befand sich ein Jesuit als erster Dolmetscher. In manchen Provinzen waren die christlichen Heiligenbilder, Kapellen und Altäre nicht minder zahlreich, als die der Buddhisten gewesen waren.

Die Hauptursache dieses erstaunlich schnellen Erfolgs ist in dem damaligen Zustand des Landes zu suchen, das durch Jahrhunderte lange Kriege und Mißregierung in die äußerste Armuth gerathen, für jede Aussicht auf bessere Zeiten um so empfänglicher war, als die bisherigen Religionen wenig Trost zu bieten hatten. Der Schintoismus fristete nur noch ein nebelhaftes Dasein neben oder hinter dem pomphaften Buddhismus. Dieser selbst aber war in Folge allzu guter Tage zu einem einträglichen Krämergeschäft mit Gebeten, Amuletten und dgl. geworden, hatte also seine sittliche Kraft und Lebensfähigkeit verloren. Aeußerlich freilich war diese Religion noch nie glänzender aufgetreten, als eben damals: an theatralischem Kleiderschmuck, an blendenden Lichtern, feierlichen Processionen, strahlenden Altären, Tempeln, Messen und Festlichkeiten war kein Mangel (S. 70). Und die Japaner lieben solche Dinge. Aber die neuen Religionslehrer hatten ja das alles auch. Sie kamen mit einem Krucifix in der Hand, mit Beredsamkeit auf den Lippen, in imponirende Gewänder gehüllt, mit geheimnißvollen Ceremonien und noch größerer Feierlichkeit als irgend ein Bonze. Sie brachten Bilder, goldene Kreuze und Statuen und errichteten Kirchen und Altäre, die den buddhistischen



Buddhistischer Oberpriester im Tempel der Göttin Kuanon.

mindestens gleichkamen. Vor den Buddhisten voraus aber hatten sie, daß sie allen Bekehrten statt des endlichen Erlöschens der persönlichen Fortdauer den Eingang ins Paradies der Seligen in Aussicht stellten. Die Geschichte des Kreuzes, welche sie so hinreißend zu erzählen wußten, rührte die Herzen der empfänglichen Masse und zog sie zu dem großen Heiland hin, der sie von allem Elend zu erlösen versprach. Der Uebergang von der Religion Buddhas zu der des Papstes war nicht schwer. Dieselben Bilder und Statuen, nur wenig geändert, konnten beibehalten werden, die alten Heiligen erhielten bloß neue Namen und Kuanon, die Göttin der Barmherzigkeit, wurde durch die allerheiligste Jungfrau ersetzt. Der Buddhismus war mit seinen eigenen Waffen geschlagen! Seine Tempel und Glocken, seine Waschbecken, Rauchfässer, Rosenkränze und Leuchter mußten jetzt den Christen dienen. Allein auch Gewalt wurde gebraucht. Die zum Katholizismus bekehrten Fürsten nöthigten ihre Unterthanen, Christen zu werden, wenn sie nicht Haus und Hof verlassen wollten. Die Bonzen wurden vertrieben oder umgebracht; mehr als einmal mußten Feuer und Schwert der Predigt größeren Nachdruck verschaffen, und als der Fürst von Bungo einen prachtvollen Tempel mit einer kolossalen Bildsäule zerstörte, 3000 Klöster verbrannte und eine Reihe kleinerer Tempel dem Erdboden gleich machte, sahen die christlichen Priester in diesem „glühenden Eifer“ des Prinzen nur einen Beweis seines Glaubens und seiner Liebe.

Mit der zunehmenden Zahl der Jesuiten, Franziskaner und Augustiner wuchs indeß auch unter diesen Genossenschaften selbst Eifersucht und Parteihaß. Bald exkommunicirten die verschiedenen Orden sich gegenseitig zur nicht geringen Freude der Bonzen, welche richtig erkannten, daß durch solche Dinge die Christen ihre eigene Sache untergruben, und da Europa gerade durch Religionskriege zerrissen war, verpflanzte sich die Verfeindung der verschiedenen Nationen auch auf die Abenteurer, Händler und Missionare im fernen Japan. Protestantische Holländer und Engländer stachelten die Japaner gegen die Papisten und schließlich gegen einander auf. Spanier und Portugiesen wiederum verdammten die Ketzer, ohne darum unter sich einig zu sein. Die schlauen Japaner brauchten bald die eine, bald die andere der europäischen Mächte gegen ihre eignen Feinde. Alle Europäer in Japan, besonders aber die Portugiesen, waren damals Sklavenhändler. Tausende von Japanern wurden auf die Philippinen verkauft. Die Bürgerkriege, ein Kriegszug gegen Korea und andere un-

glückliche Verhältnisse hatten das Volk so heruntergebracht, daß man zu den billigsten Preisen so viel Sklaven haben konnte als man nur wollte. Selbst Malaien und Neger im Dienst der Portugiesen bereicherten sich durch diesen Handel mit japanischem Menschenfleisch. Der mächtige Feldherr Hidejoschi erließ wiederholt die strengsten Verbote dagegen, allein es half nicht viel. Ein paar jesuitische Bischöfe und Priester traten ebenfalls gegen diesen Handel auf, aber die große Menge gewissenloser Europäer vereitelte auch die besten Absichten. In den Häfen von Nagasaki und Hirado sammelte sich ein Auswurf aller europäischen Länder, und wieder und wieder mußte durch japanische Polizei die von ihnen gestörte Ordnung nothdürftig hergestellt werden. Solch eine Darstellung des Christenthums und der europäischen Civilisation war in der That nicht geeignet, einen günstigen Eindruck auf die feinfühlenden Japaner zu machen.

So lange Nobunaga lebte und die Jesuiten begünstigte, gieng Alles noch gut. Auch sein Nachfolger Hidejoschi, der sich vom Stalljungen des großen Staatsmannes zum mächtigsten Fürsten des Reichs aufgeschwungen hatte, war Anfangs der neuen Religion nicht abgeneigt, allein im Jahr 1587 fand er sich dennoch bewogen, ein Verbannungsdekret gegen die ausländischen Missionare zu erlassen. Die Jesuiten schlossen nun ihre Kirchen, hörten auch auf, öffentlich zu predigen, führten aber im Stillen und mit großem Nachdruck ihr Werk bis zum Jahr 1590 fort. Alljährlich sollen in dieser Zeit etwa 10,000 Bekehrte gemacht worden sein. Spanische Bettelmönche widersetzten sich sogar offen dem kaiserlichen Dekret, indem sie in ihrer gewöhnlichen Tracht und mit ihrer ebenso gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit predigten. Das konnte Hidejoschi nicht ruhig ansehen. Er erneuerte sein früheres Edikt; einige Kirchen wurden verbrannt und im Jahr 1596 6 Franziskaner, 3 Jesuiten und 17 eingeborne Christen nach Nagasaki gebracht und dort gekreuzigt. Nichtsdestoweniger blieben die Jesuiten im Lande, erklärten dem Volke, die Spanier seien es, welche politische Anschläge gegen Japan machten, bloß gegen sie seien jene Verbannungserlasse gemeint gewesen, die plötzliche Verfolgung aber komme lediglich vom blinden Eifer einiger Unterbeamten her. Einige christliche Generale, die damals bei der Armee in Korea waren, bekannten sich noch ganz unverhohlen zum Christenthum.

Um die nun folgenden Ereignisse recht zu verstehen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die japanische Verfassung werfen. Der Mikado, dessen Stammbaum in ununterbrochener Linie bis

ins 6. Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, war der von jeher fast göttlich verehrte Beherrscher des Landes, abgesehen von der allgemein verbreiteten Ueberlieferung, welche den Kaiser von China als den eigentlichen Herrn der Welt, d. h. Ostasiens anerkennt, dem der König von Japan Geschenke schickt fast wie der von Korea. Nun geschah es aber, daß im 12. Jahrhundert n. Chr. Unruhen im Lande ausbrachen, die durchs Schwert unterdrückt werden mußten. Der siegreiche General, welchem es gelang, im Auftrag des Mikado diesen Aufstand niederzuschlagen, riß hierauf fast die ganze Regierung an sich, ließ aber den Mikado, der durch den religiösen Glauben seiner Unterthanen besser geschützt war als durch die Mauern seines Tempelpalastes und durch seine kleine Leibwache, ungestört in seiner alten Residenz Kioto und erkannte ihn fortwährend als seinen Oberherrn an. Damit war aber im Innern des Reichs noch lange nicht Ruhe und Ordnung hergestellt. Die reichen Lehensfürsten oder Daimios, welche in ihren Gebieten fast unumschränkt regierten, sammelten große Schaaren bewaffneter Diener um sich, mit denen sie ihre schwächeren Nachbarn beraubten und unterdrückten. Das ganze Land litt schwer unter diesen beständigen Fehden, bei welchen gewöhnlich das Faustrecht entschied und als deren Folge die immer zunehmende Macht einiger Familien den Thron zu erschüttern drohte. Erst in den Tagen eines Nobunaga, zur Zeit der ersten Berührung Japans mit europäischen Nationen, wurde die Macht des Kronfeldherrn oder Schogun auch über jene hohen Barone gesetzlich begründet. Als nun im J. 1600 Nobunagas Nachfolger Hidejoschi starb, war die große Frage, wer der Erbe seiner Macht werden solle? Hidejoschi hinterließ zwar einen Sohn, den er auf dem Sterbebette noch dem Ijejasu, seinem bedeutendsten General, übergeben hatte. Aber dieser Mann aus altadeligem Geschlecht, der Erbauer Jedos, den Geschäften des Friedens wie des Krieges gleich gewachsen, strebte selbst nach dem höchsten Platz, den ein Unterthan des Mikado überhaupt einnehmen konnte, denn dieses Göttersohnes unantastbare Autorität wurde selbst in jener unruhigen Zeit niemals in Frage gestellt. Ferner war ein Neffe Nobunagas da, der sich zum Christenthum bekehrt und daher die ganze katholische Partei, darunter jene in Korea kämpfenden christlichen Generale auf seiner Seite hatte. Ueberall gab es Unzufriedene, und ein Funke genügte, um den angehäuften Brennstoff in Flammen zu setzen. Es kam zum offenen Krieg. Ijejasu trug den Sieg über seine verbündeten Gegner davon, unter

denen auch drei christliche Generale ein trauriges Ende fanden. Nun gelang es Ijejasu auch, die Häupter der übermächtigen Adelsfamilien unter sich auszusöhnen, sie zu einer einheitlichen Körperschaft zu verbinden und sie zum pflichtschuldigen Gehorsam gegen den Mikado zurückzuführen. Zum Dank dafür verordnete dieser, daß die Würde der Schogun künftig in Ijejasus Familie erblich sein solle. Alle Verhältnisse wurden jetzt neu geordnet, nur für die Christen fand sich keine Stelle, kein gesetzlicher Schutz. Die neuen Fürsten, deren Vorgänger von den Jesuiten das Verfolgungsgeschäft gelernt hatten, begannen nun auch zu verfolgen, aber nicht die Buddhisten, sondern die Christen! Diese widerstanden bis aufs Blut, ja griffen zu den Waffen. Das war in Japan noch nicht dagewesen. Daß einfache Unterthanen, Bauern, sich gegen ihre Herren auflehnten, kam auch Ijejasu so unjapanisch vor, daß er ausländische Ränke dahinter vermuthete, von denen 1611 durch holländische Angeberei wirklich unzweideutige Beweise in seine Hände fielen. Schon 1606 hatte er die Ausübung der christlichen Religion verboten, ohne jedoch denjenigen zu Leibe zu gehen, welche sich äußerlich unterwarfen, nun aber wurden (1614) 22 Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, 117 Jesuiten und Hunderte eingeborner Priester und Katechisten auf ein paar Schiffe geschleppt und aus dem Lande geschafft. Das Jahr darauf zog Ijejasu gegen den noch immer nicht von seinen Ansprüchen lassenden Sohn des Hidejoschi, der gerade einige Jesuiten bei sich beherbergte, schlug ihn völlig und zerstörte seine Burg in Osaka. Nicht weniger als 100,000 Menschen sollen in den Kämpfen jener Tage umgekommen sein. Die Sache der Christen war nun hoffnungslos verloren. Trotzdem fiengen die verbannten Ordensbrüder an heimlich zurückzukehren, offenbar nach der Märtyrerkrone verlangend. Die Folge davon war, daß Ijejasus Sohn alle ausländischen Priester, die im Lande gefunden wurden, zum Tod verurtheilte und sein Nachfolger 1624 sämmtliche Ausländer — Chinesen und Holländer ausgenommen — für immer aus Japan verbannte.

Mit Feuer und Schwert wurde nun gegen die Christen gewüthet. Tausende flohen nach China, Formosa und den Philippinen. Die Zurückbleibenden wurden in Strohsäcke gesteckt, massenweise aufgehäuft und verbrannt. Alle Qualen, die barbarische Wuth und raffinirte Grausamkeit ersinnen konnten, wurden gegen die unglücklichen Opfer angewandt. Aber jetzt zeigte sich, wie richtig Xavier seine Leute beurtheilt hatte: nur wenige verleugneten ihren Glauben.

Ruhig ließen sie sich auf Scheiterhaufen, zu denen man das Holz von christlichen Kreuzen genommen hatte, verbrennen; fröhlich traten sie vor den Henker oder ließen sich lebendig in ein offenes Grab werfen und mit den Todten begraben. Mütter giengen mit dem Säugling an der Brust und mit ihren Kindern an der Hand ins Feuer oder an den Rand des Abgrunds, in welchen sie gestürzt werden sollten. Lieber sahen sie ihre Kleinen sterben, als daß sie dieselben dem Heidenthum überlassen hätten. Die Märtyrer der ersten Kirche haben wohl für eine reinere Sache, aber nicht mehr und nicht standhafter gelitten als diese Blutzeugen des 17. Jahrhunderts.

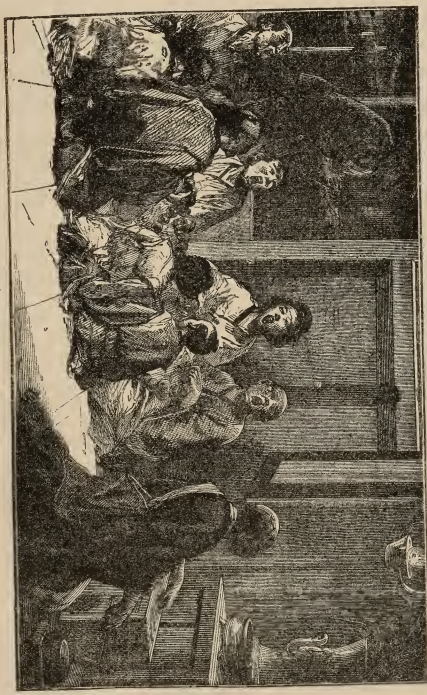
Wie die Verfolgung immer gründlicher und allgemeiner wurde, kam es endlich im J. 1637 in Schimabara unweit Nagasaki zu einer großen Erhebung der immer noch nach Zehntausenden zählenden Christen. Sie bemächtigten sich einer alten Festung, setzten dieselbe in Vertheidigungszustand und leisteten den nun gegen sie heranrückenden Heeren bewaffneten Widerstand. Die Führer der letzteren hatten auf einen leichten Sieg gerechnet, mußten aber jene Festung zwei Monate lang zu Wasser und zu Land belagern, ja schließlich noch holländische Kanonen zu Hilfe nehmen, bis endlich die Christen sich ergaben. Ihrer 37,000 wurden niedergemetzelt, die übrigen vom sogenannten Pappenberg, einem Felsen im Hafen von Nagasaki, hinabgestürzt. Viele wurden aber auch verbrannt, andre entrannen nach Formosa. Die bisherigen Erlasse gegen „die schändliche Sekte" wurden nun zu Staatsgesetzen erhoben und zugleich verordnet, daß bei Todesstrafe kein Eingeborner das Land verlassen dürfe, daß wer vom Ausland einen Brief nach Japan bringe, sterben müsse, daß kein Edelmann oder Soldat etwas von Ausländern kaufen dürfe, daß wer die christliche Religion ausbreite oder auch nur den Christennamen trage, sein Leben verwirkt habe. Im ganzen Lande wurde nun das Kreuz oder auch eine Kupferplatte, auf welcher „der verbrecherische Gott der Christen" dargestellt war, geflissentlich mit Füßen getreten. Das gemeinsame Grabmal der Märtyrer in Schimabara aber erhielt die Inschrift: „So lange die Sonne scheint, soll kein Christ sich unterstehen, nach Japan zu kommen; es wird hiemit Jedermann kund gethan, daß selbst wenn der König von Spanien oder der Gott der Christen, oder der große Gott über Alle dieses Gebot überträte, er dafür mit seinem Kopfe büßen müßte."

Das Christenthum schien völlig ausgerottet. Alles, was Japan nach einem fast hundertjährigen Verkehr mit Europäern gelernt hatte und behielt, war der Gebrauch von Feuerwaffen und Tabak, die Zubereitung gewisser europäischer Speisen, die Aufnahme einiger Fremdwörter in die Landessprache, die Heimsuchung durch einige neue böse Krankheiten und ein früher nie dagewesener Geist der Unduldsamkeit und Verfolgungswuth. An allen Straßenecken, auf allen öffentlichen Plätzen, Brücken und wer weiß wo sonst noch waren jetzt die furchtbaren Edikte zu lesen, welche das Christenthum und den Namen Jesu gründlicher und gehässiger verfluchten, als sonst je geschehen, und welche jeden Vorübergehenden mit neuem Abscheu und einem Schauder der Entrüstung erfüllten. — Von der strengen Regel, welche Japan jetzt den Ausländern verschloß, wurde nur für die Holländer eine Ausnahme gemacht. Zum Dank für die geleisteten Dienste wurde ihnen das winzige Inselchen Desima im Hafen von Nagasaki als einziger erlaubter Aufenthaltsort angewiesen, und auch das nur unter den drückendsten und schimpflichsten Einschränkungen, so daß sie keinen größern Ausgang ohne polizeiliche Aufsicht machen, keine Lieder singen, überhaupt in keiner Weise sich als Christen bekennen durften. Jahr aus Jahr ein hatten die hier verschlossen gehaltenen Europäer die reizende Natur der Umgebung vor Augen, ohne die Freiheit zu besitzen, sich unter die herrlichen Fichten zu begeben und den Wohlgeruch des meterhohen Riedgrases einzuathmen. Da nur ein schmaler Kanal die kleine Insel von der Stadt trennt, konnten die gewinnhoffenden Gefangenen das stille Familienleben ihrer japanischen Nachbarn (S. 77) mit Muße ansehen; ihnen selbst aber war es verwehrt, Hausandachten und Gottesdienste zu halten. Daß die Habsucht der holländischen Kaufleute sich diese schmählichen Bedingungen gefallen ließ, war in der That nicht geeignet, den heidnischen Japanern einen bessern Begriff von der Religion Christi und dem Charakter ihrer Anhänger zu geben, als es der Uebermuth der Jesuiten gethan hatte.

3. Der große Umschwung.

Zwei Jahrhunderte hindurch blieb Japan den Schiffen des Abendlandes verschlossen mit alleiniger Ausnahme der zwei holländischen Kauffahrer, die jährlich einmal in Desima einliefen. Verschiedene Versuche Englands, Rußlands und andrer Seemächte, die Schranken zu durchbrechen, durch welche das Inselreich sich vor dem

Verkehr mit dem Ausland verschanzt hatte, waren schon an der starren Absperrungspolitik der japanischen Herrscher gescheitert und hatten meistens damit geendet, daß der Name der Fremden in den



Buddhistischer Hausgottesdienst in Japan.

Augen der japanischen Regierung noch verhaßter, der Grundsatz ihrer Ausschließung noch fester und entschiedener wurde, als auch das junge, mächtig aufblühende Amerika an den verriegelten Pforten zu pochen begann. Keine Seemacht hatte die Unbequemlichkeit, die aus der

Abschließung Japans erwuchs, empfindlicher gefühlt als die Vereinigten Staaten, deren Schiffe theils im Zusammenhang mit dem Walfischfang, theils wegen des Handels mit den russischen Besitzungen am Amur öfters in jene Gegend kamen und durch Wasser- und Kohlenmangel ꝛc. in allerhand Verlegenheiten geriethen, weil Japan keine hilfreiche Hand bot. Das Schlimmste aber war, daß wenn ein amerikanisches Fahrzeug an eine der japanischen Inseln verschlagen wurde, wie das 1849 vorkam, die gestrandete Mannschaft von den Eingebornen wie Feinde behandelt wurde. Die Schiffbrüchigen wurden damals nach 17 Monate langer Gefangenschaft allerdings durch ein Kriegsschiff wieder befreit, aber gegen ähnliche Vorkommnisse mußte man sich für die Zukunft irgendwie sichern, am besten durch einen Freundschaftsvertrag mit Japan selbst, was freilich keine leichte Sache war. Der Mann, dem Gott es gelingen ließ, diese Aufgabe aufs Ehrenvollste zu lösen, war der ebenso energische als rechtliche Commodore Perry. Am 23. März 1854 hatte derselbe die Genugthuung, daß auf Jesso Hakodate, auf Nipon Simoda und auf den Lutschu-Inseln Napa den Amerikanern geöffnet wurden. Damit war das Eis gebrochen. Bald wurden die ersten Zugeständnisse erweitert, dann auch mit England ein Vertrag geschlossen, dem bald andre Verträge mit Frankreich, Rußland, Preußen, ja sogar mit Portugal, dann auch mit Italien, Belgien ꝛc. folgten. Um darüber zu verhandeln und vor Uebereilungen zu warnen, besuchten 1862 vier japanische Gesandte (S. 79) der Reihe nach Frankreich, England, Holland, Preußen, Rußland und Portugal. Dabei suchten sie möglichst viel von der Kriegsmacht und den Friedenskünsten der Europäer in Erfahrung zu bringen, besahen sich also fleißig Schiffswerften, Arsenale, Paraden und dgl. Durch die abgeschlossenen Verträge aber wurden den Fremden die 7 Hafenplätze Hakodate, Kanagawa-Jokohama, Jedo, Osaka, Hiogo-Kobe, Nagasaki und Niigata geöffnet. In diesen Städten und in einem gewissen Umkreis von denselben — etwa 12 Stunden nach jeder Richtung hin — haben sie freie Bewegung. Ins Innere des Landes werden bedingungsweise Ausflüge ermöglicht, aber weder Geschäftsreisen noch eine bleibende Niederlassung sind ihnen darin gestattet.

So war denn vollendete Thatsache, was von den verschiedensten Seiten so oft und so lange schon vergeblich war angestrebt worden, was noch vor Kurzem kein Mensch für ausführbar gehalten hatte:

Japan stand dem Weltverkehr offen! Um dieselbe Zeit aber bahnte sich in aller Stille eine nicht minder große Umwälzung in der inneren Verfassung des Inselreichs an. Seit die Würde des Kron-

Japanische Gesandte.

feldherrn oder Schogun in Ijejasus Familie erblich geworden und Jedo als dessen Residenz zum Mittelpunkt der Staats- und Militärgewalt erhoben worden war, hatte dieser oberste Befehlshaber der

kaiserlichen Truppen sich aus einem Unterthanen des Mikado mehr und mehr zum eigentlichen Beherrscher von Japan aufgeschwungen. Was der Mikado an politischer Macht einbüßte, konnte durch die übertriebene religiöse Wichtigkeit, welche ihm nun immer absichtlicher beigelegt wurde, nicht ersetzt werden; schließlich war er ein gefangener Gott, der von Weibern und Höflingen beherrscht, vom Volk angebetet, von den soldatischen Machthabern scheinbar verehrt, in Wahrheit aber für ihre Privatzwecke mißbraucht wurde. Kriechende Dichter und Geschichtschreiber priesen den Schogun sogar als Taikun („großer Fürst" oder „erhabener Herrscher"), ein Titel, der von Rechtswegen nur dem Mikado zustand. So entstand in Europa die irrige Ansicht, als hätten von jeher der Mikado als Priesterkönig und der Schogun als rechtmäßiger Inhaber aller weltlichen Macht friedlich neben einander regiert, weßhalb die obengenannten Handels- und Freundschaftsverträge statt mit dem Mikado mit dem Schogun, als dem vermeintlichen „weltlichen" Kaiser von Japan abgeschlossen wurden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Leute, welche sich mit der früheren Geschichte ihres Landes beschäftigten, die Entdeckung machten, daß der Schogun eigentlich ein Usurpator sei, dessen Anmaßung nur so lange Bestand haben könne, als das Volk in Unwissenheit über seine eigene Vergangenheit bleibe. Ein zu Anfang unsres Jahrhunderts erschienenes japanisches Geschichtswerk verbreitete diese Erkenntniß in immer weiteren Kreisen. Den Mikado in seiner alten Macht und Größe wieder unmittelbar über sein getreues Volk herrschen zu sehen, wurde mehr und mehr das Ideal, nach dessen Verwirklichung alle guten Patrioten sich sehnten. Eine durchs ganze Land verzweigte, begreifliche Weise besonders vom Hofe des Mikado unterstützte Partei war sich vollkommen bewußt über die folgenden Ziele ihres Strebens: 1) den Sturz des Schogun, aus dem wieder ein einfacher Unterthan oder Vasall gemacht werden müsse, 2) die Wiedereinsetzung des Mikado in die Alleinherrschaft, 3) die Abschaffung des Lehenswesens und 4) die Verdrängung des vom Ausland gekommenen Buddhismus zu Gunsten der ursprünglichen Staatsreligion, des Schintoismus.

Die Ausführung dieses Programms wurde beschleunigt durch die von dem Schogun Joschi Hisa abgeschlossenen Verträge mit den auswärtigen Mächten. Theils aus Verdruß über diese neue Vergrößerung seiner Macht, theils aus Fremdenhaß verschworen sich zu

Anfang des Jahrs 1868 die drei Daimios Satsuma, Tschosiu und Tosa zum Sturz des Usurpators. Glücklich, doch nicht ohne Blutvergießen, führten sie diese Revolution im Lauf des Sommers durch, und der junge Mikado Mutsuhito, damals ein 15jähriger Knabe, schloß sich bereitwillig ihren Plänen an. Nur in Einem Punkt gieng er seinen eignen Weg. Schon im April 1868 begab er sich von Kioto nach Osaka, empfieng da persönlich die Gesandten, besuchte selbst ein Dampfschiff, ließ sich Alles zeigen und sprach seine entschiedene Absicht aus, von den Fremden zu lernen. Gottes Stunde hatte geschlagen, da das lang verschlossene Land geöffnet werden sollte, und zwar nicht nur dem Handel und der Civilisation des Westens, sondern auch den Boten des Evangeliums. Nicht Kriegsglück, nicht menschliche Politik hatte diese Wendung herbeigeführt, sondern nach Gottes wunderbarem Rath mußten gerade diejenigen Leute, welche eifrig bemüht waren das feste Thor noch fester zu verschließen, den Schlüssel so lange herumdrehen, bis das ganze Schloß zerbrach, das Thor aufsprang und die Burg offen stand.

Im Nov. 1868 hielt der Mikado seinen feierlichen Einzug in Jedo, das unter dem Namen Tokio nun seine Residenz wurde. Dort empfieng er im Januar 1869 alle ausländischen Gesandten, versicherte sie seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen die von ihnen vertretenen Mächte und erhielt seinerseits auch ihre unbedingte Anerkennung seiner neubefestigten Kaiserwürde, was auch darin seinen Ausdruck fand, daß in den Verträgen der Name des Schogun getilgt und der des Mikado an die Stelle gesetzt wurde. Die Geschäfte der Gesetzgebung, wie überhaupt der Regierung wurden jetzt einem Ministerium und zwei Kammern übertragen. Mit großherziger Uneigennützigkeit krönten schließlich die 3 Anstifter dieses ganzen Umschwungs im Verein mit der Mehrzahl ihrer Standesgenossen ihr Werk dadurch, daß sie ihre alten Lehensrechte sammt ihren Kriegsschiffen, ihren Regimentern und den Ländereien, welche bisher zu deren Unterhalt gedient hatten, freiwillig dem Mikado zurückgaben und dadurch in die Reihe gewöhnlicher Unterthanen eintraten. Sie brachten edelmüthig dieses Opfer, weil ein erleuchteter Patriotismus bereits auch in ihnen den Wunsch entzündete, Japan in Zukunft einen ebenbürtigen Platz neben den andern großen Staaten der Welt einnehmen zu sehen. Obschon nicht sämtliche Daimios ihrem Beispiel folgten, war doch die Macht aller durch die Stärkung der Centralregierung gebrochen, und überdieß wurden bedeutende Summen, welche bisher bloß dem

Ehrgeiz einzelner Aristokraten gedient hatten, zum allgemeinen Besten des Landes flüssig gemacht.

Natürlich konnte es nicht anders sein, als daß auch eine oder die andre Partei im Lande sich feindlich oder abwehrend zu einer Umwälzung stellte, die so viele alte Privilegien erschütterte, so viele abergläubische Vorurtheile verletzte. So besteht denn jetzt eine der schwierigsten Aufgaben der Regierung seit der großen Revolution darin, die einstigen militärischen Gefolge der Daimios, welche eine eigene, selbst ihren Herren oft gefährliche Genossenschaft bildeten, in Ordnung zu halten und ihnen wo möglich andre Beschäftigungen anzuweisen. Da Krieg und Unruhe seither ihre Lebensbedingung war, bilden sie begreiflicherweise das gefährlichste Element des japanischen Staatslebens. Sie werden sämtlich zu den Samurais oder Edeln gerechnet, zerfallen in Jakonins (Offiziere) und Ronins (Unangestellte) und sind so zahlreich, daß unter den anderthalb Millionen Einwohnern von Jedo sich im J. 1862 nicht weniger als 432,000 solcher Soldaten befanden. Weitaus die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung folgt aber der Regierung mit erstaunlicher Schmiegsamkeit auf der betretenen Bahn des Fortschritts.

Schlag auf Schlag folgten sich im letzten Jahrzehnt die Neuerungen. Man sandte die begabtesten Jünglinge des Landes nach Amerika und Europa, um sich da abendländische Bildung anzueignen; ebenso wurden tüchtige Aerzte, Schulmänner und andre Beamte in christlichen Ländern angeworben, um das Beste, was die abendländischen Reiche voraus haben, ins Land des Aufgangs zu verpflanzen. Bis auf Wohnung, Nahrung und Kleidung hinaus sucht man im Sturmschritt althergebrachte japanische Art und Weise nach abendländischem Muster umzumodeln, und so weit ist man an manchen Orten bereits damit gekommen, daß sich schon jetzt altjapanische Sitten und Gewohnheiten mit mehr Sicherheit aus der bisherigen, zum Theil illustrirten japanischen Literatur als aus unmittelbarer Anschauung studiren lassen. Mit wunderbarer Leichtigkeit suchen die Japaner sich die neuesten Errungenschaften abendländischer Wissenschaft und Civilisation anzueignen und sich gleichsam mit Einem Sprung auf den Standpunkt derjenigen Völker zu stellen, die sich Jahrhunderte lang abgemüht hatten, ihn zu erreichen. Will der Hindu und der Chinese, oder auch der geschmeidige Perser sich europäischen Sitten anbequemen, so begegnen ihm nicht nur allerlei Lächerlichkeiten, sondern gerade die wesentlichen Vorzüge europäischer Civilisation bleiben von ihm

Der Mikado Mutsuhito.

unbeachtet, bis irgend eine unabänderliche Nothwendigkeit sie ihm aufdringt. Die Japaner dagegen haben sofort ihr Auge auf Alles ge-

richtet, was sich von Europa und Amerika lernen ließ, und wenn sich das Neue nicht mit dem Alten vertrug, haben sie das Alte einfach über Bord geworfen. Jeder Schritt in Japan bekundet zwar etwas noch Unfertiges, erst Werdendes; so schwindelhaft aber auch manche Neuerung sich ausnimmt, großartige Veränderungen haben doch bereits stattgefunden. Noch sind nicht 20 Jahre verstrichen, daß der Mikado, wenn er Audienz ertheilte, genau in der Stellung Buddhas auf einem 2 Fuß hohen Piedestal saß und der in das dunkle Gemach eindringende Lichtstrahl gerade wie auf einen Tempelgötzen auf ihn fiel; jetzt empfängt er in ungezwungenster, einfachster Weise die fremden Gesandten. Sonst war es streng verboten, den Götterſohn abzubilden, nur durch ein Paar unter einem weiten Vorhang hervorstehende Pantoffeln wagte man die geheiligte Majestät darzustellen, Mutsuhito aber hat nicht nur sich schon photographiren lassen (S. 83), sondern auch mit seiner Gemahlin persönlich eine Ausstellung in seiner Hauptstadt eröffnet und zeigt sich überhaupt gern öffentlich als wohlwollender Freund seines Volks. Im Jahr 1862 wimmelte Tokio noch von je zwei Schwerter vom feinsten Stahl tragenden müßigen Militärs, denen es gefährlich war, nahe zu kommen; ja noch anno 1868 wagte dort nicht leicht ein Fremder den andern ohne bewaffnete Bedeckung zu besuchen; 9 Jahre darauf langte man mit der Eisenbahn in Tokio an und fand eine Reihe der landesüblichen Dschinrikschas wie Droschken zum Dienst der Ankommenden aufgestellt. Bereits verbindet der Telegraph die entferntesten Punkte des Reichs mit der Hauptstadt und die Post arbeitet musterhaft. Ein stehendes Heer, nach europäischem Muster ausgerüstet, ist ins Leben getreten. Die Regierung hat eine im Ausland erbaute Kriegsflotte erworben; an allen wichtigen Punkten der Küste erstehen Leuchtthürme zum Schutz der eigenen, wie der fremden Schiffe; fast an allen Höfen der Welt hat Japan seine Gesandten und an allen großen Hafenorten seine Consuln. Schon werden in einheimischen Werkstätten Dampfmaschinen, Feuerwaffen und alle Werkzeuge der Industrie für den eigenen Bedarf angefertigt; ein neues Münzwesen ist eingeführt, großartige Bank- und Wechselgeschäfte werden getrieben; niedere und höhere Schulen, Bücher und Zeitungen mehren sich. In früheren Buddhistentempeln werden Armenhäuser und Spitäler eröffnet; die abscheuliche Gewohnheit, junge Mädchen zum Dienst des Lasters zu verkaufen, wird gesetzlich unterdrückt.

Neben all diesen freisinnigen Neuerungen aber blieb das Christen-

thum zunächst wie vor Alters geächtet. Die japanische Regierung nahm die christliche Civilisation an, ohne vom Christenthum selbst etwas zu wollen: sie pflückte und genoß die Früchte eines Baumes, dessen Wurzel ihr verborgen blieb. Allerdings war in den abgeschlossenen Handelsverträgen Amerikanern und Engländern die Ausübung ihrer Religion und die Errichtung gottesdienstlicher Gebäude in den Hafenstädten ausdrücklich gestattet, daneben aber standen an allen öffentlichen Plätzen Tafeln mit der Inschrift: „Die christliche Sekte ist verboten wie bisher: die elende Sekte ist verboten wie seit der ersten Proklamation vor 250 Jahren." Daß jedoch das ärmliche System des Schintoismus sich nun wieder zur Staatsreligion aufschwang, leistete dem Christenthum merklich Vorschub, denn über dem Kampf zwischen Buddhismus und Schintoismus mußte es jedem denkenden Japaner klar werden, daß man etwas Neues, Besseres brauche. Jedenfalls war es gut, daß der sonst die Gemüther so fest gefangen haltende Einfluß der Bonzen gebrochen und ein Geist des Forschens, Vergleichens und Nachfragens geweckt wurde.

4. Evangelisationsanfänge.

So saumselig sich auch die evangelische Christenheit anderswo vielfach gezeigt hat, wenn sich ihr eine neue Thür zur Verkündigung des Evangeliums öffnete, trifft sie doch Japan gegenüber dieser Vorwurf nicht; namentlich war Amerika sich seiner besondern Verpflichtungen gegen dieses Inselreich von Anfang an wohl bewußt. Eine gewisse ideale Besitzergreifung des Landes für die christliche Kirche war es schon, als am 1. August 1858 der erste protestantische Gottesdienst zu Simoda im Hause des amerikanischen Konsuls Harris gefeiert wurde, während noch die Götzen an den Wänden herumstanden und die fremden Eindringlinge angrinsten. Da wurde die Bibel gelesen, gebetet, eine Predigt gehalten und das Lob Christi gesungen; man gedachte der römischen Blutzeugen und betete für das Wohl des Landes, während die Eingebornen dem ungewohnten Schauspiel ruhig, ja ehrerbietig zusahen. Der nächste Schritt war, daß schon im Jahr 1859, so lange das Evangelium noch geächtet war, drei amerikanische Missionsgesellschaften (die reformirte, die presbyterianische und die bischöfliche) fast gleichzeitig ihre Sendboten nach Japan abordneten, um da der Stunde zu harren, in welcher die Riegel vollends gesprengt würden. Sie lernten die Sprache und übten sich einstweilen im Unterricht von Kindern und Jünglingen,

aber sie wurden scharf bewacht, damit in ihre englischen Lektionen sowie in ihren wissenschaftlichen Unterricht kein Tropfen Christenlehre mit einfließe. Vertheilte biblische Schriften mußten von den Empfängern den Missionaren zurückgegeben werden. Dagegen konnte im Stillen, namentlich auch durch ärztliche Hilfeleistung manches Gute gethan werden, während die Missionare selbst sich auf künftige Gelegenheiten zu freierer Thätigkeit vorbereiteten. Schon das war ein großer Gewinn, daß die Japaner die Früchte des Christenthums nun auch an andern Leuten als an dem gewöhnlichen Schlag der nach Japan kommenden Schiffs- und Handelsleute beobachten konnten. Denn wie fast auf allen Missionsgebieten, so hat es sich auch in Japan gezeigt, daß das größte Hinderniß, mit welchem die Missionare zu kämpfen haben, in dem unchristlichen Betragen ihrer gottlosen Landsleute liegt.

Anfangs ließen die Behörden aus Vorurtheil und Argwohn die Häuser der Missionare durch geheime Polizeibeamte besuchen, die sich als Freunde vorstellten, während sie in Wirklichkeit Spione waren, beauftragt den Beweggrund ausfindig zu machen, der diese nicht Handel treibenden Leute nach Japan gebracht habe. Nach wenigen Jahren hörten indeß diese Hausbesuche auf. Das erste Zeichen vom Schwinden des Argwohns wurde damit gegeben, daß etwa 12 junge Männer hohen Ranges von Tokio nach Kanagawa gesandt wurden, um daselbst von einem der Missionare im Englischen unterrichtet zu werden. Im Jahr 1863 ließen sodann die Gouverneure von Nagasaki und Jokohama zu gleichem Zwecke Schulen unter ihrem Schutz errichten, und die protestantischen Missionare wurden eingeladen, die Aufsicht über dieselben zu übernehmen. Eine Masse amerikanischer Schulbücher wurde eingeführt und man beschränkte die Lehrer in keiner Weise, weder in der Art des Unterrichts, noch in Betreff des Lehrstoffs. Durch den Gebrauch dieser Schulbücher wurden den Herzen der Jünglinge täglich christliche Wahrheiten nahe gebracht, die man auch in den Lektionen offen besprach, ja die Schüler begehrten Aufschluß über religiöse Gegenstände und behandelten in ihren Aufsätzen die christliche Lehre und Geschichte ohne alle Zurückhaltung. Mehrere der jungen Japaner, welche Englisch lernten oder schon gelernt hatten, fanden sich täglich in den Häusern der Missionare ein, um dort ihre englischen Bibeln zu lesen. Oeffentlich zu predigen wagten jedoch die Missionare noch nicht, schon weil ihre Hörer dafür hätten leiden müssen.

Wie angemessen solche Vorsicht war, zeigte sich bald genug; es kam wieder zu einer Christenverfolgung. Fast gleichzeitig mit den protestantischen Missionaren waren nämlich auch römische Priester nach Japan gekommen, darunter der bald darauf zum Bischof erhobene Petitjean. Sie hatten schon 1863 eine schöne Kirche in Nagasaki erbaut, vor deren Thüre sie am 17. März 1865 etwa 15 Personen versammelt sahen. Als Petitjean die Kirche öffnete, waren drei ältliche Frauen vorgetreten und hatten niederknieend und die Hand auf die Brust legend leise gesagt: „Unser Aller Herz unterscheidet sich nicht von dem Deinen.“ Hocherfreut hatte Petitjean sie gefragt, woher sie denn seien, und mit dem Namen ihres Dorfes zugleich die weitere Antwort erhalten: „Bei uns denkt fast Jedermann gleich.“ In der folgenden Charwoche waren wohl 1500 Personen in die Kirche getreten, und in den ersten Maitagen hatten die Priester sogar erfahren, daß 2500 Christen in der Nachbarschaft zerstreut leben. Auch von weiterher war eine derartige Freudenkunde um die andere gekommen, so daß man im Juni schon von 20 (?) Christengemeinden wußte. So hatte sich also trotz aller Verfolgungen, völlig abgeschnitten von den europäischen Kirchen, doch über 200 Jahre lang ein Nachwuchs der alten Märtyrer erhalten!

Die Hitze der Anfechtung sollte ihm nicht erspart bleiben. Die Weigerung dieser Christen, die nun wieder ihre eignen Priester hatten, beim Tod ihrer Angehörigen noch die Bonzen (S. 88) zu rufen, erbitterte diese letzteren und zog den Gläubigen eine Anklage bei den weltlichen Behörden zu. Sie wurden vorgefordert und bekannten sich als Christen. Trotz der Verwendung des nordamerikanischen und des französischen Gesandten wurden sie auf Schiffe geladen und meist auf die kalte Nordinsel Jesso in die Verbannung gebracht. Angeblich galt der Zorn der Regierung zwar bloß den vermeintlichen Verbrechen der Katholiken, die man immer im Verdacht hatte, daß sie im Grunde den Papst und nicht den Mikado als ihren Herrn erkennen, allein in Wirklichkeit war die Feindschaft gegen das Christenthum wieder erwacht, wie schon die Aussprachen der Presse anzeigten. Ein 1869 von drei hohen Priestern verfaßtes Aktenstück lautet: „Die verkehrte Religion Jesu, des Lehrers vom Himmel, ist ein Unstern, der das Reich bedroht und wogegen, wie schon oft geschehen, immer wieder protestirt werden muß. Trotzdem finden sich genug Narren unter dem Pöbel, die sich dieser Lehre unterwerfen, und die Fremden suchen dieselbe mit allen Mitteln auszubreiten, bis es schwer wird

zu behaupten, sie werden nicht noch Gewaltthat, ja Kriegswaffen dafür anwenden. Wir hören, der Mikado sei darüber sehr bang. Das schmerzt uns tief, und so unwürdig wir sind, halten wir es für zeitgemäß, als Leute, die im Buddhismus die Stärke Japans finden, die ewige Ausschließung dieser neuen Lehre aus dem Reiche zu beantragen, mit welchem wir entschlossen sind zu leben und zu

Bonze und Nonne.

sterben. Daher bitten wir kniefällig, daß dieser Protest überall veröffentlicht und angeschlagen werde." Die schlauen Bonzen wußten, daß ihr eigenes System bei der Regierung fast ebenso sehr in Mißkredit gekommen war wie das verhaßte Christenthum, und um sich selbst wieder etwas in Gunst zu setzen, fielen nun auch sie über dieses her.

Die Feindschaft gegen das Christenthum fand in dem Fürsten

Iwakura einen erbitterten Vertreter, wenn er auch später durch die Erfahrungen, die er in den europäischen Hauptstädten machte, viel von seinem Fanatismus verloren haben mag. Dieser conservative Staatsmann brachte es dahin, daß 1870 die Katholiken wieder grausam verfolgt und noch 1871 65 christliche Familienväter von den Ihrigen weggerissen und verbannt wurden, bis endlich der Mikado sie freiließ. Auch von den evangelischen Missionaren gewonnene Japaner hatten durch Gefängniß und Herumziehung vor den Gerichten schwer zu leiden. So z. B. der im August 1873 seinem eigenen Gefühl nach wie durch ein Wunder aus der Mördergrube erlöste Futagawa Itto. Einmal war derselbe, Tag und Nacht wehrlos den Stichen der Moskitos preisgegeben, der Verzweiflung nah; wochenlang befand er sich auf der Reise in aufrechter Stellung durch einen eisernen Halskragen an die Seiten seines Käfigs gefesselt, ohne sich je niederlegen zu können. Auch wenn er ins Verhör geführt wurde, mußte er diesen Halsring mit schweren Ketten auf beiden Seiten tragen. Dadurch sollte, wie es scheint, eine wunderbare, plötzliche Flucht verhindert werden; denn daß er die Gabe habe Wunder zu thun, war eigentlich die Hauptanklage, welche gegen ihn vorgebracht wurde und die auch den Gegenstand der gerichtlichen Untersuchungen bildete. Als Antwort auf alle Fragen gab er einfach Bescheid über die Lehren des Christenthums, was seine Richter aber bloß für eine Ausflucht hielten, welche ihre Aufmerksamkeit von jener Wunderkraft ablenken solle. Mehr als von seinen Richtern und Gefängnißwärtern hatte er übrigens von seinen Mitgefangenen zu leiden, die sein christliches Bekenntniß in jeder Weise verspotteten. Endlich aber wurden alle eingesperrten Christen wieder frei gegeben.

Die evangelischen Missionare selbst waren inzwischen nicht nur unangetastet geblieben, sondern mehrere von ihnen sogar an die wichtigsten Posten in hohen Regierungsschulen berufen worden. Zugleich verbreitete sich weithin die Ahnung, daß das Evangelium endlich doch den Sieg davon tragen werde, und trotz aller damit verbundenen Gefahren bekannten da und dort einige Seelen ihren Glauben an den gekreuzigten Heiland, darunter auch Adelige. Selbst Priester und Gelehrte fiengen an, sich heimlich mit der chinesischen Bibel bekannt zu machen, auch an der Art der Angriffe, welche auf das Christenthum gemacht wurden, konnte man wahrnehmen, mit wie überraschender Schnelligkeit sich eine gewisse Kenntniß desselben verbreitet hatte.

Zehn Jahre lang blieben die Vertreter der reformirten, der presbyterianischen und der bischöflichen Kirche Amerikas die einzigen evangelischen Sendboten auf dem Platz. Erst 1869 erschienen auch Missionare des amerikanischen Board und der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Diesen folgten 1873 bischöfliche Methodisten sowie amerikanische Baptisten und Lutheraner, Sendboten der englischen Ausbreitungsgesellschaft und der Wesleyaner von Kanada; 1874 schickten auch die vereinigten Presbyterianer von Schottland drei Missionare, so daß nun 11 evangelische Missionsgesellschaften Arbeiter in Japan haben. Sie alle haben fast ohne Ausnahme eine überraschend freundliche Aufnahme gefunden. Welches Verlangen namentlich auch im Innern herrscht, etwas von der neuen Religion zu erfahren, kam vor etlichen Jahren durch einen an sich unangenehmen Vorfall ans Licht. Ein junger Japaner, der eine wenig besuchte Gegend bereiste, kündigte sich als ein christlicher Missionar aus Tokio an. Ueberall standen ihm die Thüren offen, Versammlungen wurden gehalten und große Massen strömten ihm zu; die Vornehmsten luden ihn in ihre Häuser ein. Das Volk wurde so aufgeregt, daß die Obrigkeit sich veranlaßt fand einzuschreiten. Da ergab sich, daß der junge Mann nicht einmal ein Christ war, ein Abenteurer hatte sich diesen Plan ausgedacht, um eine Zeitlang auf Kosten des Publikums zu leben. Er wenigstens mußte sich überzeugt haben, daß das Christenthum jetzt mehr Anziehungskraft besitzt als der Buddhismus.

Darüber ist sich auch die alte Priesterschaft vollkommen klar und hat deßhalb schon tausende von Dollars darauf verwendet, die heftigsten Angriffe gegen das Christenthum verbreiten zu lassen. Dessen ungeachtet aber hat die Duldsamkeit der Regierung in den letzten Jahren unleugbare Fortschritte gemacht. Einmal sind die Edikte gegen die Christen 1874 von den Straßenecken entfernt, obgleich noch immer nicht förmlich aufgehoben worden. Sodann bestand noch anno 1873 ein Gebot, daß Niemand die Bibel lesen oder verkaufen dürfe; 1876 dagegen erlangte Miss. Gulick die Erlaubniß, bei der in Kioto stattfindenden Gewerbe-Ausstellung, neben anderen Sehens- und Wissenswürdigkeiten auch Bibeln öffentlich auflegen zu dürfen, und um den Japanern einen Eindruck von dem Werth zu geben, den die Bewohner christlicher Länder auf die h. Schrift legen, brachte er hiezu vierzigerlei Uebersetzungen zusammen. — Im Dez. 1874 noch fand eine Vorladung vor Gericht

statt, weil Miss. Thomson in Tokio einen eingebornen Christen christlich bestattet hatte, während nach einer vom Jan. 1874 datirten

Leichenprocession in Japan.

Verfügung alle Begräbnisse (s. Abb.) von dem Kultministerium unterstehenden Priestern geleitet werden sollten. Durch Vermittlung des

englischen und des amerikanischen Gesandten richteten die Missionare hierauf an die Regierung die Bitte, es möchte hinfort den eingebornen Christen erlaubt sein, ihre Todten auf ihre eigene Weise zu bestatten; sie erhielten keine Antwort. Nun starb 1876 der Diakon von Jokohama, einer der Erstlinge der dortigen Gemeinde. Der Missionar hielt es für das Beste, nach dem Tode die buddhistische Familie machen zu lassen. So wurden vor dem Sarge denn Kerzen angezündet, buddhistische Gebete gelesen, Trommeln geschlagen, Weihrauch verbrannt, und der Priester gab der abgeschiedenen Seele noch Weisungen, welchen Weg sie einschlagen müsse, um den Ort der Seligkeit nicht zu verfehlen. Dann aber wurde die Leiche den Missionaren übergeben, welche sie unter Gebet und Danksagung versenkten. Einfacher noch gieng es in Oosaka zu, wo ein getaufter Diener von Miss. Morris starb. Dort waren kurz zuvor allgemeine, von den Tempeln unabhängige Friedhöfe eröffnet worden und Niemand erhob Widerspruch dagegen, als Morris auf einem derselben ein Grab kaufte. Eine große Versammlung fand sich zum Gottesdienst ein, der in der Missionskapelle gehalten wurde, ehe man den Weg zum Friedhof antrat. An dessen Thüren angelangt, wurden die Christen ganz freundlich mit der Mittheilung empfangen, der Schlußgottesdienst könne entweder am Grabe selbst, oder auch in einem auf dem Friedhof hergerichteten Gebäude stattfinden.

Ein Beweis, daß die Regierung aufgehört hat, die anti-christliche Partei zu fürchten, ist auch die am 12. März 1876 verfügte Einführung des Sonntags als Ruhetag im japanischen Reich. Natürlich geschah dieselbe nicht aus religiösen, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen; der Nutzen, den die Mission aus dieser Verordnung zieht, ist aber bedeutend, sofern das Publikum, auf das Evangelisten und Missionare angewiesen sind, am Sonntag nun unbeschäftigt ist. Es gieng damit wunderlich zu. Etliche ausländische Beamte der Regierung wurden aufgefordert, am Sonntag zu arbeiten, da ihnen ja dafür der japanische Ruhetag (einer aus sechs) zur Verfügung stehe. Dazu verstanden sich aber nur die Franzosen; die Engländer und Amerikaner verweigerten die Forderung und erwarben sich dadurch die erhöhte Achtung ihrer Vorgesetzten. Damit fieng eine Bewegung an, die bald so weit durchdrang, daß in den meisten Verwaltungszweigen, namentlich in der Flotte und Armee der Sonntag als der allgemeine Ruhetag für Fremde und Eingeborne festgesetzt wurde. Man fand es zu unbequem, zwei Arten von Ruhetag neben

einander zu haben; so leuchtete denn den hohen Herren ein, wie viel geschickter es sei, sich dem Ruhetag der ganzen civilisirten Welt anzuschließen. Nebenbei hofften die Fortschrittler auch, daß die Verminderung der Feiertage etwas Ersparniß zur Folge haben werde.

Trotz all dem dürfen wir uns nicht verbergen, daß neben den hoffnungsvollen Zeichen für Japan auch Hindernisse und Gefahren vorhanden sind, die zu überwinden keine menschliche Kunst und Macht hinreicht. Die leitenden Geister der Nation haben sich mit einem Mal kopfüber in die Flut des modernen Lebens gestürzt, und die gleiche Bewegung, welche sie ihre Abgeschlossenheit durchbrechen ließ, hat sie theilweise auch von ihrer alten Religion abgelöst. Noch ist uns verhüllt, ob sie den Fels des Heils ergreifen, oder von den Wogen des Zeitgeistes sich hinaustreiben lassen werden in das Meer des Unglaubens. Wehmüthig schrieb im Jahr 1878 ein bekehrter junger Japaner über den Zustand seines Heimatlandes nach Amerika: „Wohl sind jetzt über alle Theile Japans Schulen und Akademien verbreitet, in denen allgemeiner und Fach-Unterricht ertheilt wird, aber kommt dabei etwas wirklich Gutes heraus? Wie ists z. B. um die kaiserliche Universität in Kioto bestellt, die unter all diesen Anstalten den ersten Rang einnimmt? Ich habe dieselbe zwei Jahre lang besucht und spreche nur von dem, was ich mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört habe. Sie besitzt etwa 25 ausländische Professoren und eine medicinische, naturwissenschaftliche und juristische Fakultät, während auch zum Studium der Literatur und Maschinenbaukunst Gelegenheit gegeben ist. Aber die Studenten lernen andere Dinge. Sie lernen Tabakrauchen, sie lernen den Genuß geistiger Getränke und noch Schlimmeres; es ist ihr unglückliches Loos, in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet zu werden, dabei aber alle Vorschriften der Moral und Religion verachten zu lernen. In einer Bibliothek von 35,000 Bänden konnte ich kein einziges Exemplar der h. Schrift finden, dagegen ist eine Schrift „über den Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Religion" als regelmäßiges Lehrbuch eingeführt. Der japanische Confucianismus ist diesen abendländischen Zweiflern so nahe verwandt, daß die gegenwärtig am Ruder stehenden Samurai's ihnen wie von selbst zufallen und sich irgendwohin von ihnen fortreißen lassen. Darwin und andere abendländische Philosophen sind im Begriff, in Japan mehr Verwirrung anzurichten, als die nebelhafte Götterlehre seiner Urreligion und die Schattenbilder des später eingeführten Buddhismus.

Was sollen wir ihnen entgegenstellen? Wie sollen wir die heranwachsende Generation vor diesen vergifteten Pfeilen schützen? Von den ausschließlich unter der Regierung stehenden Schulen ist augenblicklich nichts zu hoffen, das Heilmittel muß anderswoher kommen."

Der gleiche junge Mann, der diese Klagen erhob, weiß aber, Gott sei Dank, auch aus eigener Erfahrung von dem Segen zu sprechen, der in Japan die Arbeit der evangelischen Mission und einiger ganzherzigen Christen begleitet, die ihrem Meister dort in andern Stellungen dienen. Im Jahr 1870 gab es noch keine zehn bekehrte Japaner; 1877 waren ihrer über 1000 gesammelt, und diese Zahl hat sich im Jahr 1878 auf 1617 Kommunikanten und etwa 5000 im Unterricht stehende Namenchristen in 44 evangelischen Gemeinden vermehrt. Neun eingeborne Geistliche verkündigen das Wort mit Kraft. Was ist nicht sonst noch alles durch Schulen, Missionsärzte und Missionsapotheken in der Stille gewirkt worden! Wie mancher Vater ist schon den Missionaren gewogen worden, weil sie ihm für sein krankes Kind Arznei gaben, wie mancher leibliche Hilfe Suchende hat darob den Seelenarzt gefunden!

Man kann wohl sagen, daß die dem Evangelium gegenwärtig in Japan geöffnete Thüre vielleicht einzig in der Missionsgeschichte dasteht. Selbst in den Hafenstädten vermag das rührige Geschäftsleben die höchsten Bedürfnisse der Seele nicht zu ersticken, so nackt dort auch die tiefsten sittlichen Schäden des japanischen Volks zu Tage treten. Kehren wir zum Schluß noch in einigen solchen Städten ein.

5. Rundschau in den geöffneten Häfen.

Unübertroffen an landschaftlicher Schönheit steht unter allen Seehäfen des Orients der von Nagasaki da, welchen die aus Südasien nach Japan kommenden Schiffe zuerst anzulaufen pflegen. Fährst du an einem schönen, stillen Abend in denselben ein, so bist du wie im Feenlande. Während der Dampfer auf der herrlichen blauen Flut dahineilt, siehst du zu beiden Seiten der vielfach gekrümmten schmalen Wasserstraße das Ufer bald in angebauten Geländen terrassenförmig ansteigen, bald in wild zerrissenen Felsen sich zu hohen Bergen auftthürmen. Hier ragt eine spitze Landzunge ins Meer hinaus, dort bildet das Wasser einen Einschnitt, an dem in einer Baumgruppe ein Fischerdörflein versteckt liegt. Aber Ein Mißton stört die Harmonie. Dieser Felsen zur Linken da ist der Pappenberg (so nannten die Hol-

länder die kleine Insel Takaboko), über dessen senkrechte Wände einst hunderte von Christen hinabgestürzt wurden; und da drüben in jenem Winkel zwischen den Bergen sollen noch viele Andre langsam und grausam zum Tode gebracht worden sein. Und am Landungsplatz dort wurden 70 Portugiesen, welche unschuldiger Weise, aber freilich im Widerspruch mit den Landesgesetzen, dahin gekommen waren, kaltblütig enthauptet. Ein stille Verwunderung, aber keine Thräne entlockt dir das hart vor der Stadt gelegene, durch die holländische Gewinnsucht und Schmach berühmte Inselchen Desima.

Obwohl Nagasaki seit Jahrhunderten mit Holländern Verkehr pflog und bei Beginn der Erschließung Japans eine zahlreiche europäische Kolonie aufnahm, ist es doch mehr orginell japanisch geblieben als die beiden Hauptstädte Kioto und Tokio, wo noch vor Kurzem der Hauptsitz des europafeindlichen Fanatismus war. Eine hübsche europäische Ansiedlung erhebt sich zwar längs des östlichen Ufers in bequemer, reizender Lage, allein die große Masse der Ansiedler beginnt bereits abzufluten; der Handel sucht mit Vorliebe Kobe-Hiogo an der Inlandssee und in der Nähe von Kioto auf, das einst berühmte Nagasaki verödet allmählich. Um so lohnender ist darum in gewissem Sinn aber ein Gang durch die japanische Stadt. Noch sieht man hier verhältnißmäßig nur wenig Eingeborne in europäischer Kleidung, und bekannt ist ja, wie die Japaner in allen Dingen — in ihren Arbeiten, ihrem Benehmen, ihren Förmlichkeiten — eine Niedlichkeit zeigen, deren sich kein andres Volk in Ostasien rühmen kann. So rein wie die Straßen, so rein sind auch die ärmlichsten Hütten der Bauern; auf tadellose Kleidung, nach Vermögen und Verhältnissen, wird stets gesehen. Vor jedem Hause ist gefegt; der nettgekleidete Kaufmann und Händler sitzt und hockt, sein Pfeifchen rauchend, auf der Estrade des Ladens; alle Verkaufsgegenstände sind in geschmackvoller Weise geordnet und zur Schau gestellt. — Wunderliebliche Scenerien bieten die entlegeneren Regionen der Stadt dar, wo an einem murmelnden Bächlein Kamelien und andre Blumen blühen und die Blätterpalme und der Bambus rauscht, während an seinem Ufer sich malerische Häuslein erheben (S. 96) und fleißige, freundliche Handwerker ihrer Arbeit obliegen.

Aus leicht begreiflichen Gründen ist Nagasaki wohl der schwierigste von allen Missionsposten in Japan, dennoch sind den Missionaren aber auch hier schon manche Ermuthigungen zu Theil geworden. Als die ersten protestantischen Lehrer trafen hier 1859 der treffliche amerikanische Missionsbischof Williams und sein Ge-

fährte Liggins ein; großen Einfluß gewann bald auch der wackre Amerikaner Verbeck. Durch und durch bekannt mit dem Volk und seiner Sprache, in vielfachen Berührungen mit den Regierungsbeamten stehend, weithin Bibeln und Traktate verbreitend und in seinem eigenen Hause ein Muster christlichen Familienlebens entfaltend, hatte er nach den verschiedensten Seiten hin Gelegenheit zu segensreichem Wirken, bis er 1870 nach Tokio berufen wurde, um einen einflußreichen Posten an der dortigen Regierungsschule zu bekleiden. Einen Monat ehe Verbeck Nagasaki verließ, traf Missionar Ensor als der erste Sendbote der englisch-kirchlichen Gesellschaft dort ein, gleich

Straße in Nagasaki.

durch ein freundliches Geschenk von einem Japaner begrüßt, dessen Bekanntschaft er schon in England gemacht hatte. Schon in den ersten sechs Monaten seines Aufenthalts durfte Ensor hier mehr Bibeln verkaufen als während eines Vierteljahrhunderts in Ningpo von Chinesen waren angenommen worden, und seine zahlreichen Besuche lenkten alle von selbst das Gespräch auf die große Frage des Christenthums. Allerdings merkte er bald, daß diese Gäste sehr verschiedener Art waren: der Eine kam aus bloßer Neugier; der Andre, um eine müßige Stunde zu verplaudern; wieder Andre schienen Anfangs wirklich verlangend nach Wahrheit, hintenach aber stellte sich heraus, daß es irgend ein eigennütziger Beweggrund war, der sie herführte,

wie der Wunsch Englisch zu lernen oder in den Dienst der Missionare zu treten. Solch dienstsuchender Leute gibt es nämlich in Nagasaki auch aus den bessern Ständen viele. Sie sind aus der Umgegend dorthin gekommen, um Englisch zu lernen, ihr kleiner Geldvorrath geht zur Neige oder ist schon erschöpft, und weitere Zuschüsse von zu Hause sind nicht zu erwarten. Da sucht man denn bei den Fremden Dienst — oft ohne Lohn — nur um zu essen, und dabei noch einige freie Zeit zum Lernen zu haben. Trotzdem stand es aber doch nicht lange an, bis auch Ensor und der nachrückende Miss. Burnside ihre Erstlingsfrüchte einsammeln durften.

Manchmal mag wohl die Höflichkeit, mit welcher der Japaner auch ihm gleichgiltige Dinge scheinbar theilnehmend anhört, die Missionare über die wahren Gefühle ihrer Besuche oder Zuhörer täuschen, andrerseits öffnet diese Höflichkeit ihnen aber auch Thüren zur Verkündigung des Worts, die ihnen ohne sie sicher verschlossen blieben. Eine liebliche Erfahrung dieser Art durfte Burnside in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Nagasaki machen. Auf einem Gang durch die Stadt trat er in einen großen Buddhistentempel ein und sprach da gegen einen Nebensteher den Wunsch aus, auch in den eigentlichen Götzenschrein zu sehen. Freundlich wies sein Nachbar ihn sofort an die Priester, bemerkte jedoch, sein Wunsch werde schwerlich gewährt werden, da das Heiligthum dem Volke gewöhnlich verschlossen sei und sich demselben nur bei seltenen Gelegenheiten öffne. Die Priester begegneten ihm zwar höflich, beschieden ihn aber abschlägig, da der Zutritt in das Heiligthum nur Priestern gestattet sei. Burnside entgegnete: „Ich bin ein Priester, ich bin der englische Priester von Aura“ (das Fremdenviertel), und die Götzenpriester führten ihn ein, nachdem er zuerst Hut und Schuhe abgelegt. Da stand er nun vor dem Götzenaltar, umgeben vom Weihrauch, den Blumen und allem übrigen Zubehör heidnischen Aberglaubens, inmitten von etwa 20 Dienern desselben. Bei diesem Anblick entbrannte sein Herz in ihm. Er fühlte, daß er hier ein Zeugniß ablegen müsse und sprach im Angesicht des Götzen zu den versammelten Priestern frischweg von dem Heil in Christo und der Hohlheit des Götzendienstes. Die Priester hörten ihn ruhig an; sie bekannten, daß vieles, was er gesagt, wahr sei; sie hießen ihn einen gelehrten Mann, ja sprachen sogar den Wunsch aus, ihn zu besuchen, um noch mehr von Jesus zu hören. Noch am gleichen Nachmittag kamen zwei von ihnen zu einer langen Besprechung über die h. Schrift. Einige Tage darauf stellte sich ein Dritter ein;

er hatte nur als Gast Nagasaki besucht und wollte nun, im Begriff nach Hause zurückzukehren, noch in den Besitz einer Bibel kommen. Immer neue Gemeinden entstehen in der Umgegend.

Unvergleichlich schön ist die Fahrt von Nagasaki nach Hiogo-Kobe. Die Stadt wurde erst 1868 dem Verkehr mit den Fremden geöffnet, daher ist die europäische Niederlassung in der neuen Vorstadt Kobe noch sehr jung. Doch ist sie rasch gewachsen und die große Promenadenstraße am Hafen ist beinahe vollzählig von schönen einstöckigen Häusern eingefaßt. Ueberhaupt hat Hiogo-Kobe in mancher Hinsicht schon einen europäischen Anstrich; die Hauptstraßen sind bei Nacht erleuchtet; für die öffentliche Sicherheit sorgen Polizeibeamte in europäischer Kleidung und im Hafen laufen jährlich wohl 1000 fremde Schiffe aus und ein.

Hier begannen 1869 die Bostoner Missionare Greene und Gulick ihre Arbeit gerade in der Zeit des größten Mißtrauens gegen die Christen, so daß Greenes gläubig gewordener Sprachlehrer Yeinoski schwere Verfolgung zu erfahren hatte. Jetzt sind in Kobe 3 kleine Gemeinden gesammelt, über deren erste ein im Herbst 1873 angelangter Neuling schrieb: „Als ich dem von Miss. Greene im Fremdenquartier gehaltenen japanischen Gottesdienst beiwohnte, waren anfangs nur 35 Personen anwesend; sobald aber Frau Greene sich an die Orgel setzte und mit einigen andern Damen ein Lied anstimmte, füllte sich das Zimmer; es mögen wohl 100 Personen geworden sein. Sie zogen beim Eintritt ins Zimmer ihre Sandalen aus und verharrten während des ganzen Gottesdienstes in knieender Stellung. Jeder hatte ein Exemplar des Evangeliums Marci mitgebracht. Miss. Greene forderte einen der Anwesenden auf, das 15te Kapitel von der Kreuzigung unsres Herrn vorzulesen. Während er es that, lasen die Anderen still nach; nie habe ich eine aufmerksamere Versammlung gesehen. Unter denen, die besonders hingenommen schienen, befanden sich drei alte Männer, die lange Buddhistenpriester gewesen waren und jetzt mit offenem Mund jedes Wort zu trinken schienen. Viele hörten den Namen Jesu hier zum erstenmal." Und etliche Monate darauf berichtete ein andrer Gast: „Es war eine gute Predigt für mich, die Haltung der Eingebornen zu beobachten, während die Geschichte vom verlornen Sohn gelesen und erklärt wurde. Sie hockten nach Landesart auf Matten, und als ihre Theilnahme sich steigerte, beugten sie sich auf ihre Hände gestützt vorwärts, ja einige streckten die Köpfe als wollten sie jedes Wort erhaschen. Wie anders hören die Leute hier doch das Evangelium, als wir's zu Hause gewohnt sind!"

Nicht die Neulinge nur waren aber hingenommen von dem, was sie in Kobe sahen und hörten, auch der erfahrene Greene findet Ursache zu Freude und Dank. Zählte er im September 1873 doch nur erst 15—20 Personen bei seinen Gottesdiensten, und im Frühling 1874 schon waren Thüren und Fenster, ja sogar ein Theil der Straße mit lauschenden Hörern besetzt! Besonders liebliche Hoffnungen erweckten in ihm 5 junge Männer, die sich zur Taufe gemeldet hatten und die er einmal als Evangelisten gebrauchen zu können hoffte. Diese Jünglinge waren bereits entschlossen, sich nicht von Missionsgesellschaften erhalten zu lassen, weil auch die Buddhisten sagen, die wahre Religion sollte von ihren Lehrern aus reiner Liebe ohne Belohnung ausgebreitet werden. Und wirklich wurde die kleine Gemeinde denn auch gleich zu einem Missionsverein organisirt, von dessen 20 männlichen Gliedern (neben 12 Frauen) schon im J. 1875 dreizehn als Evangelisten thätig waren, ohne von den Missionaren einen Pfennig zu erhalten, außer was einige sich als deren Sprachlehrer verdienten. Ihre Reisen machen sie meist zu Fuß, und wenn sie fahren, werden die Kosten von der Gemeinde bestritten. Die zweite Gemeinde in Kobe zählte 1875 auch bereits 23 Mitglieder, beide haben sich aber seither um mehr als das doppelte vermehrt. Die dritte Gemeinde wurde im Okt. 1877 mit 21 Gliedern gegründet; zudem ist in dem Dörflein Sanda, wo von Kobe aus seit 1873 gepredigt wurde, ein Gemeinlein entstanden, das bald 30 Glieder zählte. Diese haben, nachdem sie anfangs sich in einem Miethlokal versammelten, ein eigenes schmuckes Kirchlein erbaut, das im Sept. 1877 eingeweiht wurde — so viel wir wissen die erste Kirche, welche in Japan von einer eingebornen Gemeinde erbaut worden ist. — Schon im August 1876 war auch in Hiogo eine Gemeinde von 16 Erstlingen ins Leben getreten, gegen deren Taufe die Buddhistenpriester vergeblich ihren ganzen Einfluß aufboten. Männer und Frauen wurden dort besonders in einen Tempel gerufen und einen halben Tag lang ausgefragt und bedroht, jedoch mit so wenig Erfolg, daß sie zum Beweis ihres Glaubens vielmehr ihre Götzen verbrannten. Die Klagen, mit welchen die Priester sich nun an den Oberrichter und an den Gouverneur von Hiogo wandten, fanden kein Gehör. Ein Missionsspital unter Dr. Taylor wird jetzt von heidnischen Japanern unterhalten, die sogar zwei Bibelfrauen extra bezahlen, welche den Dienst an weiblichen Kranken versehen.

Eine viel benützte Eisenbahn führt von Hiogo-Kobe nach dem

8 Stunden östlicheren Osaka. Unter sorgsamer Beachtung jedes erdenklichen Anstandes warten die Bahnbediensteten ihres Amtes mit einer Pünktlichkeit und leutseligen Höflichkeit, die man in vielen europäischen Ländern zum Muster nehmen könnte. Das Publikum hat sich erstaunlich schnell an diese Reiseart gewöhnt; keine müßig gaffende Menge erwartet hier mehr die Ankunft des Zugs, um sich an den vorüberfahrenden lebenden Bildern zu ergötzen. Um so interessantere Scenen bietet die dritte Wagenklasse dar, wo die Japaner des Volks in ihren hübschen nationalen Trachten untergebracht sind. Männlein und Weiblein, Jung und Alt sitzen bunt durcheinander; ihre Bewegungen, ihr Mienenspiel und ihre Umgangsformen sind durchaus anmuthig; Alle haben freundliche Worte für einander, ein fröhliches Lächeln überfliegt zuweilen ihre Züge und ein Knix mit Kopf und Oberkörper vermittelt den Dank des Angesprochenen für die Artigkeit, die soeben gesagt wurde.

Osaka, dieses japanische Venedig (mit 530,000 E.) liegt in einer weiten, reich bewässerten und mit Dörfern ganz übersäeten Ebene eine Stunde vom Meer entfernt. Der Adschi-Fluß, der auf seinem Weg zur Bai das Fremdenquartier durchschneidet, entsendet auch in die Stadt selbst mehrere Arme, die dann wieder durch Kanäle mit einander verbunden sind. Hunderte niedlich gearbeiteter und theilweise sehr langer hölzerner Brücken führen den Fußgänger über diese Wasseradern hinüber, während sich zu seinen Füßen ein buntbewegtes Bootleben entfaltet. Fahrzeuge jeder Art gleiten lustig hin und her, auf den größeren Wasserwegen fehlt es auch nicht an stattlichen Dschonken, die den Küstenhandel des Binnenmeers vermitteln. Die Reihen der einfachen Häuser sind hin und wieder von dem vornehm-ernsten Palast eines Daimio unterbrochen. In den nach der Straße zu offenen Läden (S. 101) kauert der Verkäufer, seine Kunden erwartend, ruhig auf seiner kunstreich geflochtenen Gras- oder Binsenmatte; einheimische und fremde Waaren für jedes Bedürfniß und jede Liebhaberei sind darin zu haben, denn Osaka ist der Ort der Wonne und des Vergnügens. Die reichsten eingebornen Kaufleute und die geschicktesten Künstler wohnen hier, die am üppigsten lebenden Japaner des ganzen Landes ziehen hieher. Daß aber Osaka eine heidnische Stadt ist, verkünden dir sofort nicht nur die zum Verkauf ausgestellten Götzenschreine, Rosenkränze und andres Zubehör abergläubischer Religionsgebräuche, sondern auch Hunderte von Buddhistentempeln und Schinto-Schreinen. Nur einzelne derselben sind

indeß sehenswerth. Zu diesen Ausnahmen gehören zwei Buddhistentempel im Herzen der Stadt, deren hohe Dächer stundenweit sichtbar sind. Die Regierung hat von jedem dieser weitläufigen Gebäude einen Theil in Beschlag genommen und in dem einen ein großes Spital,

Japanischer Schuhladen.

im andern eine Schule errichtet. Die Haupthallen dienen aber noch immer der Götzenverehrung und Schaaren Volks finden sich, ihren Rosenkranz in der Hand, dort ein, um vor dem Altar ihre Andacht zu verrichten. Sonst ist eines der hervorragendsten Gebäude das von hohen Mauern umgebene Schloß am nordöstlichen Ende der

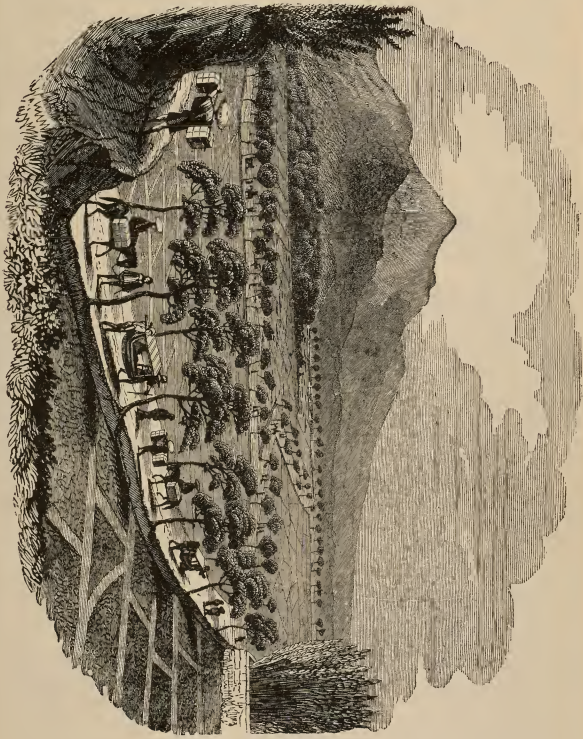
Stadt; auch die kaiserliche Münze, sowie das Arsenal befindet sich in Oosaka, und zwar letzteres ganz unter japanischer Leitung.

Auch hier haben sich wie in den anderen geöffneten Hafenstädten etliche amerikanische und englische Missionare eingefunden, die dem großen Friedensreich den Weg bahnen helfen möchten, in dem man nicht mehr kriegen lernen wird. Sie haben zusammen 3 Gemeinden gegründet (April 1874, Juni 1876, Januar 1877) und dürfen sämmtlich ermuthigende Erfahrungen machen. „Unser Werk breitet sich aus wie ein Fächer," schrieb 1877 der Amerikaner de Foreſt, „und die Zahl unsrer Predigtplätze vermehrt sich so schnell, daß wir kaum wissen, wo die Prediger für dieselben hernehmen. Alle paar Tage höre ich von einem neuen Platz, wo Gottesdienste gehalten worden sind. Christliche Bücher finden überall Eingang und werden öffentlich in Buchläden verkauft. Täglich erleben wir neue Ueberraschungen."

Vor wenigen Jahren noch war das 12 Stunden landeinwärts von Oosaka gelegene Kioto nur im einheimischen Norimon oder Dschinrikscha (S. 103) erreichbar; jetzt führt auch in diese dem Japaner heilige Stadt eine Eisenbahn. Uebrigens hat Kioto viel von seinem früheren Zauber verloren, seit der Mikado seine Residenz nach Jedo verlegt und das Studium der englischen Sprache dasjenige der chinesischen zu verdrängen begonnen hat. Mit großem Kunstsinn ausgestattete Tempel nehmen mit ihren schönen Gartenanlagen die Hälfte des Areals der 567,000 Einwohner zählenden Stadt ein, die sie an einen halbmondförmigen Hügelzug gelehnt malerisch umsäumen. Wohl 50 von ihnen sollen sehenswerth sein; der imposanteste von allen ist heute vielleicht der Nischi-Honganji-Tempel. — Die Hallen und Gemächer des weitläufigen Tempelpalastes, in welchem einst in unnahbarer Majestät der Mikado residirte, öffneten sich den neugierigen Blicken nicht zum Hofe gehöriger Personen erstmals während der Gewerbeausstellung des Jahres 1876, um sich dann wieder wie früher zu schließen. Nur ausnahmsweise wohl empfohlenen Gästen thun sie sich seither von Zeit zu Zeit wieder auf.

Auch an diesem Hauptsitz buddhistischer Gelehrsamkeit ist jetzt der Kampf zwischen der Religion Jesu und dem Heidenthum entbrannt. So sehr die Masse der heidnischen Priester darob ergrimmte, wurde am 29. Nov. 1875 hier durch Dr. Taylor und Miss. Davis eine Schule mit 9 Zöglingen eröffnet in der Hoffnung, daß sie sich einst zu einer Bildungsanstalt für eingeborne Evangelisten erweitern

könnte. Und über alle Erwartung schnell hat sich diese Hoffnung verwirklicht, indem den Missionaren auf wunderbare Weise eine ganze



Japanische Landschaft.

Schaar junger Leute aus einer Stadt zugeführt wurde, in welcher durch die Anstrengungen eines Mannes von ungewöhnlicher Begabung der Confucianismus eine Lebenskraft entfaltete, wie man sie in

Japan schon lange nicht mehr an ihm zu sehen gewohnt war. Auf der Südinsel Kiusiu nämlich hatten in der Stadt Kumamoto die Samurais eine Schule gegründet, deren einziger Lehrer 1871—76 der fromme Kapitän Janes war. Da sowohl die Zöglinge als die Gründer der Schule eifrige Confucianer waren, läßt sich denken, welch schwere Aufgabe es für den Kapitän war, seine jungen Leute Christo zuzuführen, denn einen Anhänger des berühmten chinesischen Weisen zur Annahme des Christenthums zu bewegen ist zehnmal schwerer, als einen Buddhisten oder Schintoisten zu gewinnen. Aber die glückliche Vereinigung von Christenthum und wissenschaftlicher Bildung in Janes, seine unermüdliche Beharrlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, seine weitherzige Menschenfreundlichkeit, die ihn bewog, bei jeder Verbesserung der Provinz vom System der Dorfschulen an bis zur Einführung ausländischer Pflanzen mitzuwirken, vor allem sein tadelloser Wandel waren die Waffen, die unter Gottes Segen ihm zum Sieg verhalfen. Langsam, aber sicher schritt das Werk der geistlichen Eroberung der Zöglinge fort, nach vier Jahren des Ringens waren die meisten der tonangebenden Jünglinge für Christum gewonnen. Nun gieng es rasch voran; innerhalb weniger Monate kam es so weit, daß die ganze Schule von mehr als 100 Zöglingen in der Bibel forschte.

Jetzt erschracken die Anhänger des Confucius und rüsteten sich zum Widerstand, indem sie die Angehörigen der jungen Leute zu energischem Einschreiten aufforderten. Die meisten der Neubekehrten wurden nach Hause gerufen und viele dort sogar eingeschlossen. Spott, Ueberredungskünfte, Anschuldigungen, Drohungen, nichts blieb unversucht, sie zum Rückfall zu bewegen. Bei vielen der Jüngeren und Unbefestigten gelang dieß, aber Andere hielten Stand. Nachdem sie ein halbes Jahr lang bittere Verfolgung erduldet hatten und dadurch nur tiefer im Glauben gegründet worden waren, beschlossen sie, sich ganz dem Dienste Christi zu weihen. Die einzige Schwierigkeit war noch die Frage, wie die hiezu nöthige Bildung erlangen? Doch dafür hatte Gott bereits durch die Gründung der Anstalt in Kioto gesorgt, in welche nun 30 von ihnen eintraten. Es will in der That etwas heißen, wenn junge Leute, die monatlich bald 100 Dollars einnehmen könnten, wenn sie in den Regierungsdienst eintreten wollten, von ihren Eltern verstoßen, ohne andres Besitzthum als eine englische Bibel und die Kleider, die sie auf dem Leib haben, sich mühsam durch eine Vorbereitungsanstalt durcharbeiten,

um sich tüchtig zu machen, ihren Landsleuten einmal die Hoffnungen und Segnungen des Evangeliums anzubieten! Im J. 1878 zählte die Anstalt gegen 70 Zöglinge, von denen die meisten sich auf den Dienst am Evangelium vorbereiteten. 45 derselben konnten für aufrichtig fromm gehalten werden. Schon zeugen diese Jünglinge an mehr als 60 Plätzen in der Stadt und Umgegend von ihrem Heiland. Am 26. Nov. 1876 wurde die erste Gemeinde in Kioto gegründet, am 3. Dez. eine zweite, am 10. Dez. eine dritte. Von den 60 mündigen Gemeindegliedern waren 28 schon an andern Orten, ehe sie nach Kioto kamen, bekehrt gewesen, während 32 in Kioto selbst getauft worden waren. Aber auch der Buddhismus hat sich hier zu neuen Anstrengungen aufgerafft wie vor Alters missionirend vorzugehen, und eine Anstalt mit 600 jungen Leuten ist von den Bonzen zu diesem Zweck kürzlich eröffnet worden.

Eine schöne Seefahrt führt uns von Osaka, dem Hafen Kiotos, aus der alten in die 120 Stunden nordöstlichere neue Hauptstadt des Inselreichs. Hinaus aus dem reizenden Binnenmeer, wo Eilande von allen Gestalten, Größen und Richtungen, mit Dörfern und Schlössern besäete Gestade und der beständige Wechsel von Berg und Thal, Natur und Kunst, Wald und Feld ein entzückendes Panorama bilden, geht es nun in die offene See, die Japans Ostküste bespült. Ein blauer Himmel, eine entzückend durchsichtige Luft ist auch über diese Ufer ausgegossen, während kühn gezeichnete Gebirgszüge die tief ins Land einschneidenden Fiorde umsäumen. Aber dieser schöne Winkel der Erde ist auch eine echte Sturmecke. Mit furchtbarer Stärke setzt der Nordost unversehens ein; in wenigen Stunden rast ein Südwind daher oder es entwickelt sich ein Wirbelwind von größerer oder geringerer Heftigkeit. Dankbar begrüßen wir also die schützende Bucht von Jedo, in welcher alle Flotten der Welt ankern könnten. Ein herrlicher Anblick! Die Gipfel der Berge erscheinen zwar etwas kahl, aber alle Einschnitte der Küste sind mit Gärten, Tempeln und vom reichsten Pflanzenwuchse bedeckten Spitzen und Zacken übersäet. Den am Südeingang der Bucht gelegenen Hafen von Simoda bei Seite lassend, nähern wir uns Jokohama, während fern im Hintergrund sich der 3600 Met. hohe Vulkan Fusijama erhebt, bis zu einem dunkeln Gürtel hinab mit leuchtendem Schnee bedeckt, so daß er wie ein weißes Dreieck am Firmament oder wie eine ehrwürdige Schildwache erscheint, die still und feierlich auf die liebliche Landschaft herabschaut (S. 106). Er ist in der That „ein Berg ohne Gleichen“

Aeußere Bucht von Jedo.

und unbedingt der schönste vulkanische Kegel der Welt. Nach japanischer Ueberlieferung soll er im J. 286 v. Chr. in einer einzigen Nacht aus der Erde hervorgewachsen sein, während gleichzeitig im mittleren Theil der Insel ein umfangreiches Gebiet versank und den großen Landsee von Ormi bildete. Seine verheerendsten Ausbrüche fanden im 9. Jahrhundert statt; der letzte erfolgte im J. 1707, und seitdem hält man den Vulkan für erloschen.

Niemand würde gewiß im heutigen Jokohama das Fischerdorf wiedererkennen, das es vor Kurzem noch war. Vom stattlichen Zollamt am Landungsplatz schreitest du zwischen steinernen Gebäuden mit Schaufenstern hin, deren sich keine europäische Hauptstadt zu schämen hätte. Gaslampen erhellen bei Nacht die breiten Straßen und reizende Landhäuser schmücken die Umgebung. Aber die Bewohner des einstigen Fischerdorfes sind noch da, und das primitive Asien und moderne Europa begegnen sich an allen Ecken und Enden. Statt des Wasserkarrens siehst du einen Mann die Straßen begießen, der an einem über die Schultern gelegten Bambusstab zwei Eimer mit kleinen Oeffnungen am Boden trägt. Süßigkeiten bietet dir ein andrer solcher Lastträger aus seiner schön lackirten Büchse an, und dort siehst du gar einen schwer beladenen Wagen von zwei Männern ziehen und von zwei weiteren schieben, indem sie eine schwermüthige Melodie dazu summen, als wären sie recht lebensmüde. Ein Polizist in dunklem Frack und weißen Hosen lungert im Schatten; Soldaten in Zuaven-Uniform und Matrosen in englischer Seemannskleidung schreiten an dir vorüber, und Gruppen müßiger, fröhlicher, höflicher Leute stehen umher.

Die Bewohner Jokohamas stehen im Ruf, keinen andern Gedanken zu haben, als möglichst viel Geld zu machen, aber auch hier finden die Missionare willige Hörer und Thäter des Worts. Im März 1872 trat hier die erste japanische Gemeinde von 11 Gliedern zusammen, schon aber sind ihrer mehrere gesammelt, und schöne Züge von Opferwilligkeit kommen sogar unter noch ungetauften Liebhabern der Wahrheit vor. So wurde z. B. 1877 ein Zögling der Knabenanstalt nach Hause berufen, weil seine Eltern die Fortsetzung seines Unterrichts nicht mehr bestreiten konnten. Da bat er die Missionare so ernstlich, ihn doch noch zu taufen, bevor er entlassen werde, daß diese auf Mittel sannen, ihn zu behalten. Da alle Stellen von Unterlehrern schon gut besetzt waren, sahen sie keinen andern Ausweg, als ihn die Eröffnung einer eignen kleinen Schule versuchen zu lassen.

Sobald ein Zimmer und einige Schüler gefunden waren, wünschte er Religionsunterricht einzuführen. Der Gemeindeälteste und der Diakon übernahmen denselben abwechslungsweise, und ein wohlhabender Heide interessirte sich so für die Sache, daß er sich erbot, einen Saal zu bauen, in dem für den Spottpreis von einem Thaler monatlicher Miethe die Schule gehalten werden könne. — Ein andrer Zögling der Missionsschule mußte brustleidend in seine Heimat zurückkehren. Seine ersten Briefe waren voll Klagen, daß niemand in seiner Familie und seinem Dorfe etwas von der Bibel hören wolle. Sein vornehmer Vater hatte ihm eröffnet, die Priester beginnen sehr zornig zu werden über die Ausbreitung des Christenthums in Japan und werden wohl bald anfangen, die Christen zu erschlagen, darum solle er sich wohl hüten, vom Christenthum zu sprechen. Diese Warnung hatte aber zur Folge, daß der 19jährige gebrechliche Jüngling in seinem elterlichen Hause fort arbeitete und betete, bis der Geist Gottes die Herzen rührte und er voll Freude schreiben konnte, daß er nun alle die Seinen in der Bibel unterweisen dürfe.

Eine kurze Eisenbahnfahrt bringt uns von Jokohama vollends nach Jedo-Tokio mit seinen wechselvollen Stadtbildern. In den breiten, gut angelegten Straßen des Soto-Siro, wo die weitläufigen Paläste des hohen Feudaladels sich an einander reihen, war in der Schogunzeit wohl ein andres Getriebe als heute, da die hohen, wappengezierten schwarzen Thore mit den wenigen vergitterten Fenstern als stumme Zeugen vergangener Tage den Wanderer anblicken. Oede und Verlassenheit umgeben auch den von riesigen Mauern eingefaßten und von einem breiten nassen Graben umrahmten Siro, die einstige Burg der Schogune. Sumpf- und Wasservögel nisten in dem dichten Schilf des Grabens, während Wälder von Cedern und Bambus über die Wälle hinausragen. Um so regeres Leben herrscht in der kaufmännischen Stadt, dem Hondjo, der sich jenseits des Ogawa-Flusses ausdehnt. Auf den Kanälen, welche ihn durchschneiden, tummeln sich Dschunken und Lastboote aller Größe und Familienboote in Menge. Wo man 1872 noch durch enge, unbedeutende Gassen hinschritt und nichts als einstöckige, schmutzige Holzhäuser, flitterhafte, ärmliche Buden und vor den Blicken der Vorübergehenden kaum geschützte Badeanstalten sah, zieht sich jetzt eine breite, herrliche Straße hin mit bequemen Trottoirs auf beiden Seiten für Fußgänger und einem geräumigen Fahrweg in der Mitte. Zwischen dem Mittelweg und den Seitengängen sind Reihen von Kirschen-, Aprikosen-, Pflaumen- und

andern Blüten- und Fruchtbäumen gepflanzt; die zierlich und geschmackvoll erbauten Häuser enthalten an der Vorderseite alle möglichen Waarenlager und Läden, welche sowohl ihrem Inhalt als ihrer Einrichtung nach die von Osaka weit übertreffen. Hier ist ein Uhrenmagazin mit prächtigen Schaustücken an den großen Fenstern, dort ein Lager von allerlei Maschinen, hier eine Reihe von Schaufenstern voll der herrlichsten Glas- und Porzellanwaaren, dort große Buchhandlungen mit allerlei literarischen Schätzen des Westens, hier ein ganzes Heer von Lampen, dort Tausende von Regen- und Sonnenschirmen, ebenso Kleidermagazine, Weißzeugläden und alles nur Denkbare. In einer großen Druckerei siehst du eine ganze Reihe europäischer Druckerpressen, daran japanische Arbeiter und emsige Buchbinder in voller Thätigkeit; in allen Hauptstraßen sind Briefläden zum Einwerfen frankirter Postsendungen und an den belebtesten Plätzen Telegraphenbüreaus, von denen nach allen Richtungen hin Drähte laufen. In der That märchenhafte Veränderungen innerhalb weniger Jahre! Die neuen Posteinrichtungen wurden erst 1871 getroffen, und schon 1872 beförderten sie dritthalb Millionen Briefe und es bestanden in Japan mehr Postbüreaus als in Irland. Vor etlichen Jahren noch war ein armseliges Regierungsblatt die einzige japanische Zeitung; jetzt haben 14 zum Theil recht gut redigirte Tagblätter zusammen 52,000 Abonnenten, und daneben erscheinen noch wöchentliche, halbmonatliche und monatliche Zeitschriften über Rechtswissenschaft und Medizin, Handel und Gewerbe, Ackerbau, Schulwesen und Literatur; auch religiöse Fragen werden durch die Tagespresse mit großer Offenheit besprochen. — Nichts roheres und primitiveres läßt sich denken als die japanischen Reismühlen und Seidewebstühle; diese gleichen Japaner aber wissen die verwickeltsten Maschinen nicht nur nachzuahmen, sondern auch zu erfinden. Hüte, Lederwaaren, Schießgewehre und Nähmaschinen brauchen sie bereits nicht mehr vom Ausland zu beziehen, und Schirme beginnen sie schon nach China auszuführen, ja sie verfertigen auch ihre Drahtbrücken und die heikelsten Maschinen für ihre Münzen und ihr Arsenal ohne fremde Hilfe. — Das Universitätsgebäude in Tokio ist dieses Namens noch nicht recht würdig; sehr stattlich steht dagegen das Polytechnikum da, in welchem 300 junge Leute fürs Ingenieurfach herangebildet werden.

Was Paris für Frankreich, das ist Tokio für Japan: der Sitz der Regierung, der Mittelpunkt des Reichthums und der Aufklärung; in ihm pulsirt gewissermaßen das Leben des ganzen Landes. Vier

Fünftel der nun erscheinenden japanischen Zeitungen und neun Zehntel der neuen Schriften, die mit Benützung ausländischer Werke sich über die verschiedenen Gebiete des Wissens verbreiten, kommen in Tokio heraus; wohl drei Viertel der jungen Japaner, welche Englisch lernen, und ebenso von denen, welche ihre Bildung im Ausland empfangen haben, wohnen hier. Natürlich haben darum auch die Missionare dieser neuen Hauptstadt ihre besondre Aufmerksamkeit zugewendet und es ist erfreulich, daß gerade hier und in Jokohama die religiöse Duldung schon am weitesten vorgeschritten ist. Ein überaus lieber Mitarbeiter ist ihnen der wackre Japaner Nisima, der schon 1865 durch ein chinesisches Büchlein erweckt und nach Amerika getrieben wurde, um den wahren Gott kennen zu lernen. Als ein Matrose machte er die Reise, aber ein christlicher Kaufmann in Boston ermöglichte ihm das Studium der Theologie. Im Sept. 1874 wurde er in Boston zum Predigtamt ordinirt und zwei Monate darauf sah er seinen Vater wieder in der Nähe von Jedo. Mit Freudenthränen wurde er umarmt und sogleich von Bekannten und Verwandten aus allen Dörfern der Umgegend umringt. Wie er dann die Briefe, welche man ihm mitgegeben, las und übersetzte, weinte alles zusammen, daß der vereinsamte Fremdling über dem Ocean drüben so viel Liebe habe erfahren dürfen. Willig ließen's die Eltern geschehen, daß der heimgekehrte Sohn die alten Hausgötzen herunternahm und verbrannte; die Mutter selbst warf einige derselben ins Feuer. Sofort begann er im Schulhaus zu predigen, noch öfter that er's vor kleinen Zuhörerkreisen in einzelnen Familien, bald aber auch vor einer großen Masse im Buddhatempel, da viele Priester zuhörten. Wo er eingeladen wurde, mußte er bis spät in die Nacht hinein von Jesu Christo erzählen; Viele gaben ihm Geld, um ihnen dafür christliche Bücher zu kaufen, und so wirkt er nun mit wachsendem Segen an der Seite der weißen Missionare unter seinen Landsleuten fort.

Auch in Tokio und seiner Umgebung sind schon liebliche Anfänge von Gemeindebildungen in solcher Zahl gemacht, daß jeden Sonntag wohl in 20 verschiedenen Lokalen vor einem Häuflein verlangender Hörer die Verkündigung des Evangeliums erschallt, und wer die Armuth der meisten Bekehrten kennt, kann nur staunen über die Gaben, welche ihre Selbstverleugnung ihnen für die weitere Ausbreitung des Wortes möglich macht. Wenn solch opferwillige Liebe unter allen Christen herrschte, müßte wahrlich Geld die Fülle da sein zu jedem guten Werk. Aber vergessen wir's nicht: dieser seligen

Finder und fröhlichen Geber sinds nur erst ein paar hundert unter mehr als einer Million in Weltsinn, Unglauben und Aberglauben versunkener Bewohner Tokios!

Wir vollenden unsre Rundfahrt nicht, sondern scheiden von Japan, ohne Niigata und Hakodate besucht zu haben. Auch an diesen beiden Orten ist ein Kern gläubiger Seelen gesammelt und in einem gewissen Umkreis der gute Same ausgestreut, obschon in Hakodate ein dem Christenthum feindlich gesinnter Gouverneur der Verkündigung des Evangeliums Anfangs große Schwierigkeiten bereitete und eine russische Mission auf der Nordinsel mit viel Eifer und Erfolg für die griechische Kirche wirbt. Auch in Tokio geschieht dieß, und ebenso sind römische Priester und barmherzige Schwestern sehr thätig in dem ihnen neu erschlossenen Inselreich. Den amerikanischen Christen aber, welche die Reihe der evangelischen Missionen eröffnet haben, die, so verschiedenen kirchlichen Benennungen sie auch angehören, in Japan in ungetrübter Eintracht zusammenwirken, ruft ein geistvoller Zögling des Seminars in Kioto zu: „Noch ist unser Werk kaum begonnen. Heute wie vor Alters sind die großen Lehensherrn entnervt durch Luxus und Bequemlichkeit, und heute wie vor Alters befindet sich die Masse des Volks in Folge seiner Unwissenheit, seines Aberglaubens und des auf ihm lastenden Druckes in einem Zustand sittlicher und geistiger Erlahmung. Das eigentlich leitende Element der japanischen Gesellschaft ist der aus den Samurais bestehende Mittelstand, und zwar nicht in Folge altverbriefter Vorrechte, sondern weil bei ihm allein wirkliche Bildung herrscht. Diese Samurais sind der Mehrzahl nach Anhänger des Confucius und halten ihre Religion für die beste in der Welt. Aus den Schriften ihres großen Sittenlehrers schöpfen sie ihre Ansichten über den Menschen und die Mittel, aus eigener Kraft zu einer erträumten Vollkommenheit zu gelangen; daher aber erkennen sie keinen andern Gott an als den Menschen, keine andre Offenbarung als das Gewissen, und keine andre Zukunft als das gegenwärtige Leben. Sie verwerfen alle Religionen als Ueberbleibsel vergangener Barbarei und verspotten den Gedanken an einen persönlichen Gott, an einen Heiland und an Lohn und Strafe in einer andern Welt. Das Uebernatürliche in der Bibel ist ihnen ein Stein des Anstoßes, die Gottheit Christi ein unerträgliches Aergerniß. Vor allem aber ist der sanfte, demüthige, liebevolle Geist des Christenthums unverträglich mit dem kalten, stolzen, selbstzufriedenen Ideal eines nach ihrem Sinn vollkommenen Mannes. Doch nicht nur

anderthalb Millionen Samurais, sondern was weit mehr ist, 32 Millionen in Unwissenheit, Aberglauben, Krankheit und Elend aller Art geknechtete Glieder des dritten Standes müssen Christo zugeführt werden. Der Gedanke, das gemeine Volk aus seiner Erniedrigung emporzuheben, ist noch keinem orientalischen Herrscher ins Herz gekommen, aber in der Kraft und durch die Gnade Gottes soll es geschehen. Der jetzt begonnene Umschwung Japans muß in jeder Hinsicht ein viel gewaltigeres Ereigniß werden als die langen, trüben Jahrbücher unserer Geschichte irgend eines aufzuweisen haben. Und durch Menschen, wie wir arme, verachtete junge Leute es sind, will Gott diese Veränderung bewirken! O ich bitte euch, liebe Mitchristen, im Namen aller jungen Japaner, denen es gleich mir ein Herzenswunsch ist, bei dem bevorstehenden Umschwung mitzuwirken, daß ihr Gott danket für die mannichfaltigen Gnaden, die Er ihnen schon bewiesen hat, und für sie betet, daß Er sie treu mache in Erfüllung der heiligen Aufgabe, womit Er selbst sie betraut hat."

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
I. Niederländisch Indien	3
1. Allgemeiner Ueberblick	3
2. Sumatra	10
3. Java	22
4. Borneo	29
5. Celebes	40
II. Japan	50
1. Blicke ins japanische Volksleben	52
2. Japans erster Verkehr mit Europäern	68
3. Der große Umschwung	76
4. Evangelisationsanfänge	85
5. Rundschau in den geöffneten Häfen	94

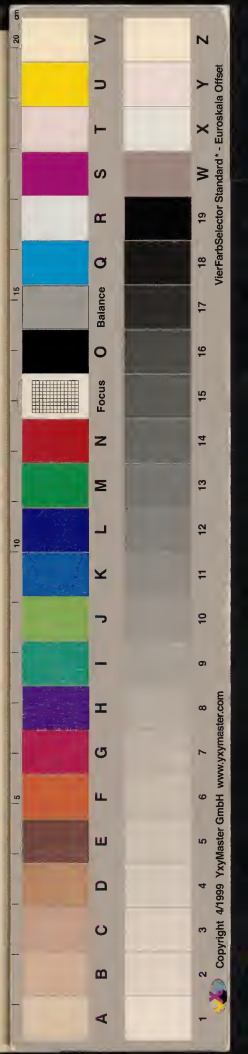
E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei.

1957 K 4551 J

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Achtes Heft.

Die ostasiatische Inselwelt.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1879.